

Twice upon a Time

Von abgemeldet

Inhaltsverzeichnis

Kapitel 1:	.....	2
Kapitel 2:	.....	4
Kapitel 3:	.....	11
Kapitel 4:	.....	17
Kapitel 5:	.....	21
Kapitel 6:	.....	29
Kapitel 7:	.....	37
Kapitel 8:	.....	43
Kapitel 9:	.....	48
Kapitel 10:	.....	51

Kapitel 1:

Die Sonne stand hoch am Firmament. Selbst für diese Jahreszeit war es ungewöhnlich heiß in Marecielo. Selbst die Sonnenstrahlen wurden vom weiß der Kreidefelsen und den unzähligen marmornen Villen so reflektiert, dass es schon in den Augen brannte. Wer konnte, ging der Hitze aus dem Weg. Dieser Luxus war allerdings nur den wenigsten vorbehalten, sodass allerhand Menschen die Straßen und engen Gassen der Stadt säumten.

Dieser Tage war es normal, ungewöhnliches Volk auf den Straßen zu sehen. Daher scherte es auch niemanden, als drei Gestalten in langen Capes den Weg entlang huschten. Mit leisem Zischen redeten zwei von ihnen auf den Dritten ein: „Wann?“ „Es ist an der Zeit, dass man uns einweiht.“ Doch der Dritte hob nur die Hand und gebot sie so zum Schweigen. Alle Drei blieben sie an einer Ecke stehen, dann erwiderte ihr Gefährte und scheinbar Älteste: „Die Zeit wird kommen. Übt euch in Geduld, lange wird es gewiss nicht mehr dauern. Solange tut ihr, was man euch aufgetragen hat.“ Mit einem letzten scharfen Blick unter der Kapuze hindurch ließ er sie stehen und verschwand in den Schatten der nächsten Gasse. Die beiden Gefährten sahen sich an, und erst jetzt zog einer von ihnen die Kapuze hinunter: „Diese Hitze bringt mich um.“ „Clive..! Du sollst...“ „Ach, halt die Klappe Mario. Die Leute wissen auch so, wer oder was wir sind. Und ich glaube, dadurch haben wir auch genug Respekt als dass – Autsch!“ Der junge Mann namens Clive rieb sich schmerzhaft die Schulter und drehte sich herum. Direkt hinter ihm stand ein junges Mädchen und sah herablassend an. „Pass auf wo du hin latscht, Kleine.“ Zischte Clive sie an, doch das Mädchen lachte nur glockenhell und warf ihr blondes Haar über die Schulter: „Ich wüsste nicht, wieso ich dir aus dem Weg gehen sollte. Du bist nichts weiter als ein Stück Dreck auf meinem Mantel.“ Nachdem sie ihn von oben bis unten gemustert hatte, fügte sie rasch hinzu: „Womöglich noch weniger als das.“ Wieder ertönte ihr helles Lachen, doch Clive schien vor Wut zu kochen. „Pass auf, Püppchen, oder...“ „Oder was?“ Ihr Lachen erstarb. Eine sachte Handbewegung später, war das Mädchen von drei bulligen, finster dreinblickenden Männern umgeben, jeder um einiges größer als Clive. „Und jetzt geh mir aus dem Weg. Für den Pöbel ist kein Platz auf den Straßen, also geh am besten wieder in dein Drecksloch. Ihr könnt ohnehin froh sein, überhaupt noch hier geduldet zu werden, denn wenn es nach mir ging...“ Doch Clive und sein Freund erfuhren nicht, was dann geschähe. Die drei Begleiter des Mädchens schubsten sie grob aus dem Weg und führten ihre Herrin zwischen sich durch die Gasse. „Verwöhnte Kleine...“ Doch Mario schüttelte bloß den Kopf und legte seinem Freund beschwichtigend die Hand auf die Schulter: „Vergiss es, Alter. Sie hat ja Recht. Die Straßen der Stadt bleiben uns verwehrt. Aber irgendwann... Und solange tun wir einfach, was man uns aufträgt.“ Mit einem letzten Blick auf den davon hüpfenden Schopf des Mädchens wandte sich Clive ab und folgte seinem Freund die Straße hinunter, zurück vor die Tore der Stadt, wo Ihresgleichen lebten; am Rande der Existenz zwar und ohne Ausblick auf eine bessere Zukunft. Doch schon bald sollte dies der Vergangenheit angehören. Die Zeit des Volkes war zum Greifen nah – zumindest war es das, was jemandem wie Clive und seinem Freund noch Hoffnung gab.

Während Sophie Castelli ihren Aufpassern zurück zur Villa folgte, dachte sie über den jungen Mann nach, den sie soeben angerempelt hatte. Sie hatte sogleich erkannt, dass er einer der Bewohner der Slums war – jene Menschen, die vor den Toren der

Stadt wohnten, in kleinen heruntergekommen Hütten, die man nicht einmal mehr als solche bezeichnen konnte. Sophie war zwar noch nie dort gewesen, konnte auf diesen Teil der Stadt jedoch von der elterlichen Villa, auf einem der Hügel von Marecielo, hinunter blicken. Sie wusste, dass diesen Menschen keine rosige Zukunft bevor stand: Von der Gesellschaft nicht akzeptiert, waren sie zu einem Leben im Dreck bestimmt. Nur den wenigsten von ihnen gelang es, sich derart hochzuarbeiten, dass sie in die Stadt selbst ziehen konnte. Sie wurden geboren, um dem einfachen Bürgertum – die viel zu sehr mit der Arbeit für die Adligen beschäftigt waren – die unangenehmsten aller Aufgaben abzunehmen und weiter im Dreck herum zu kriechen. Sie knieten im Staub, und das ihr ganzes Leben lang.

„Wir sind da, Herrin.“ Sophie sah auf. Sie hatte nicht einmal bemerkt, dass sie schon längst wieder daheim angekommen war. Mit einem fast sehnsuchtsvollen Blick sah sie auf den ihr so vertrauten Anblick: Ihr Zuhause, die weiße Villa. Nur wenigen Adelsfamilien war es vorbehalten, ihre Villen aus weißem Gestein zu bauen – die Castelli waren eine von ihnen. Oben auf den Hügeln der Stadt, hatten sie einen wundervollen Ausblick auf das Treiben in den Gassen. Aufmüpfige Bürger wurden so sofort still gestellt, kleinere Aufstände nieder geschlagen. Höher lagen nur noch die Villen der drei höchsten Adelsfamilien und damit Herrschern der Stadt: die Fulica, Averno und Crescione.

Und auch Sophie genoss ihr adliges Leben in vollen Zügen. Nicht einmal dachte sie daran, dass die Frau, die ihr jeden Morgen das lange blonde Haar kämmte, zu Hause eine Familie zu versorgen hatte. Oder dass der Mann, der ihr täglich das Essen auftrug, um seinen Wohnsitz innerhalb der Stadtmauern bangen musste. Und doch – es waren die Augen des jungen Mannes von vorhin gewesen, die ihr einen Denkanstoß gegeben hatten. So viel Hass in den Augen eines Einzelnen hatte sie noch nie gesehen. Zum ersten Mal in ihrem Leben dachte Sophie über Gerechtigkeit nach. Was war Gerechtigkeit überhaupt? Und lebten sie in einer gerechten Stadt? Doch in einem Land, schloss sie, wo die regieren, die das meiste Geld und somit auch die meiste Macht besaßen, konnte es wohl kaum ungerecht zugehen.

Und als das junge Mädchen ihr trautes Heim betrat, und zwei Dienstmädchen ihr ihren teuren Mantel abnahmen und seidene Pantoffel an die Füße legten, waren Sophies Gedanken um Gerechtigkeit schon längst wieder verfliegen. Nur diese Augen, die vergaß sie nicht.

Dies war der Tag, an dem Sophie Castelli zum ersten Mal auf Clive Hanson traf. Doch ein Sprichwort sagt: „Man trifft sich immer zweimal im Leben.“

Und dies – dies ist Sophies Geschichte.

Kapitel 2:

Draußen im Garten zwitscherten die Vögel schier verzweifelt vor sich hin, eingepfercht in einem kunstvoll verzierten Käfig. Hektische Schritte liefen über den kostbaren Holzboden, als Bedienstete von einem Raum in den Nächsten liefen.

Grelles Licht fiel in den Raum, als ein schwerer Vorhang zur Seite gezogen wurde. „Herrin, die Sonne steht bereits hoch. Bitte steht auf!“ Eine Dienerin zog den Vorhang um das Bett zur Seite. Sophie lag unter vielen Decken vergraben, noch tief im Schlaf versunken. „Meine Herrin!“ Nur widerwillig ließ das Mädchen sich wecken. Es dauerte eine ganze Weile, bis sie sich im Bett aufgesetzt hatte. „Wie spät ist es?“ „Bereits Mittag, Herrin. Eure Eltern erwarten Euch bereits.“ Sie reichte Sophie die Pantoffeln und half ihr in den seidenen Morgenmantel. Sofort setzte sich Sophie an einen kleinen Tisch voller Schmink- und Frisierutensilien, während ihre Dienerin einen kleinen Kamm aus Jade ergriff und damit begann, ihrer Herrin das Haar zu frisieren. Nachdem man ihr auch beim Ankleiden eines herrlichen Kleides half, erhob sich Sophie ohne ein weiteres Wort des Danks und verließ anschließend den Raum, um ihren Eltern den täglichen Pflichtbesuch abzustatten.

Bis zum elterlichen Gemach dauerte es einige Zeit. Sophie musste einige Flure und Räume durchqueren, bis sie in den etwas ab gelegeneren Teil der Villa vordrang. Eine hohe Tür, flankiert von zwei Leibwächtern der Familie, trennte diesen Teil vom Rest der Villa.

Sophie traf ihre Eltern beim Mittagessen an. „Ah, Sophie.“ Ihr Vater sah kaum auf, als sie den Raum betrat. „Komm, setz dich. Los, bringt Teller und Besteck.“ Fügte er mit einer Handbewegung zu den in der Ecke wartenden Bediensteten hinzu. Als Sophie sich an den Tisch setzte, fing sie den Blick ihrer Mutter auf: „Wurde auch Zeit, dass du endlich aufstehst. Sobald du etwas zu dir genommen hast, wirst du hinunter in die Stadt gehen und deinen Unterricht abhalten.“ „Ja Mutter.“ Lieblos stocherte Sophie in einer Kartoffel herum. Der Benimmunterricht war alles andere als unangenehm. Langatmig und träge zog er sich jedes Mal in die Länge, und danach tat Sophie ein jedes Mal der Rücken weh. Sitz gerade, sprich nur wenn man dich etwas fragt – der Preis für ein Leben in Luxus war stetiger Gehorsam. Und doch ein Preis, den Sophie bereit zu zahlen war.

„Wir werden für ein paar Tage verreisen, um den Geschäften nachzugehen. Ich erwarte von dir, dass du in der Zeit unserer Abwesenheit unsere Familie angemessen vertrittst. Sollte irgendetwas sein, wende dich an die Crescione.“ Sophie wusste, dass hinter den Worten ihres Vaters eine viel klarere Botschaft steckte: Sieh zu, wie du allein zu Recht kommst, und wag es dich nicht Schwäche zu zeigen und andere um Hilfe zu bitten. Doch sie wusste auch mit dieser Situation umzugehen, schließlich war es nicht das erste Mal, dass ihre Eltern sie alleine ließen – und ganz allein war sie ja doch nicht, wo doch genug Bedienstete in der Villa waren.

So blieb es Sophie wohl nichts anderes übrig, als zustimmend zu nicken. Sogleich erhob sich ihr Vater und wandte sich an die Bediensteten. „Es wird Zeit, Vorbereitungen zu treffen. Macht die Kutsche bereit und packt alles nötige zusammen.“ Ohne seine Familie eines weiteren Blickes zu würdigen, verließ er den Raum. Sophies Mutter dagegen ergriff erneut das Wort: „Heute Nachmittag ist ein Treffen mit dem Sohn der Averno vereinbart. Raphael, erinnerst du dich?“ Sophie schoss das Bild eines schmierigen jungen Mannes um die zwanzig in den Kopf. Sie

hatten sich einige Male gesehen, wenn er seine kleine Schwester vom Unterricht abgeholt hatte, allerdings wusste Sophie von ihm nur, dass er der zweitälteste Sohn der mächtigen Averno Familie war.

„Er sah dich vor einiger Zeit und bekundete sein Interesse. Es wäre eine Ehre für die Familie, sollte er dich als Frau wählen.“ Die Ehre der Familie, das höchste Heiligtum. Sophie wusste: Es war egal, ob sie diesen Mann kannte, gar mochte oder sich womöglich in ihn verlieben würde. Wichtig war nur, dass sie der Familie Ehre und Einfluss brachte – was durch eine Ehe mit einem Sohn der führenden Familien in Marecielo sicherlich von Fall war. „Du wirst ihn also nach dem Unterricht aufsuchen. Enttäusche mich nicht, Sophie. Du weißt, was auf dem Spiel steht.“ „Ja Mutter.“ Sophie erhob sich. „Erlaubt Ihr mir, den Tisch zu verlassen?“ „Aber Liebes, du hast ja kaum etwas gegessen.“ „Ich werde noch zu spät zum Unterricht kommen. Ihr stimmt mir sicherlich zu Mutter, dass Pünktlichkeit weitaus wichtiger ist.“ Sophies Mutter lächelte bei diesen Worten wohligh. „Natürlich, du darfst gehen. Erwarte uns in drei Tagen zurück. Wir werden dir Dan hier lassen, er wird ein besonderes Auge auf dich haben.“ Sophie nickte; Dan war einer der Leibwächter der Familie, und ihr liebster Aufpasser. Er sprach nicht viel und mischte sich nicht ein. Ein unauffälliger, stummer Schatten. Diese Art Mensch war ihr persönlich eigentlich am liebsten.

Sophie nickte einmal kurz, dann machte sie sich auf den Weg zum Unterricht. In der Empfangshalle der Villa warteten die beiden üblichen Leibwächter, die Sophie wie gewohnt durch die Stadt geleiten sollten – sie würdigte sie keines Blickes und lief einfach an ihnen vorbei.

Da die Tage in Marecielo immer heißer wurden, verzichtete Sophie auf einen Mantel. Als sie in die Sonne hinaustrat, verharrte sie einen Moment und genoss das angenehme Prickeln der Wärme auf ihrer Haut. Eine leichte Brise strich ihr sanft durchs lange Haar. Es war ein perfekter Sommertag.

Doch Sophie konnte all das nur kurz genießen. Kaum war sie ein paar Schritte in den Vorgarten getreten, verdeckte auch schon ein großer Sonnenschirm die schädigenden Strahlen. Als Adelige hatte man blass zu sein. Sommerwärme und das Gefühl der Sonne auf der Haut war etwas, auf dass sie verzichten musste – einer der wenigen Verluste in ihrem Leben. Einer ihrer Leibwächter hielt den Schirm hoch über sie, dass er sie auch ja nicht streifte. Sophie schnalzte missbilligend mit der Zunge, doch natürlich war sie solche Aktionen gewohnt. Und sofort kam ihr auch wieder in den Sinn, was die Sonne alles mit ihr anstellte: Ihr Haar würde ganz vertrocknen, ihre Haut gar bräunen – nur arme Leute hatten gebräunte Haut.

Mit in die Luft gestreckte Nase stolzierte Sophie also voran, dicht gefolgt von ihren Leibwächtern. Sie ging so stur und überheblich ihres Weges, dass ihr nicht einmal die seltsamen, herumlungerten Gestalten am Fuße der Villa auffielen.

Die Schule, in dem der Unterricht stattfand, glich mehr einem kleinen Herrenhaus. Am Fuße der Hügel gelegen, trennte es das Adelsviertel von dem der Bürgerlichen. Man hatte es direkt in die Mauer eingebaut, die beide Viertel voneinander trennte; es bildete damit in vielerlei Hinsicht ein Symbol vom Übergang des Bürgerlichen in den Adel. Wer als Tochter in eine Adelsfamilie hineingeboren wurde, wuchs mit dem Unterricht dieser Schule auf. Den höheren Töchtern wurde hier schon im Kleinkindalter alles beigebracht, was sie im Laufe ihres verwöhnten Lebens brauchten; von den Regeln der Konversation und die korrekte Sitzposition, über die richtige Art den Fächer zu nutzen und der Ausführung des klassischen Tanzes.

Dreimal die Woche fand dieser Unterricht statt, doch viele Familien ließen ihre Töchter daheim privat unterrichten. Und da der Unterricht auch nur für die Mädchen

war – die Jungen besuchten ab einem bestimmten Alter die Militärakademie nördlich der Stadt, wo sie in Kampf- ebenso wie alltäglichen Umgangsformen gelehrt wurden – fand Sophie ihn eher lästig als hilfreich. Mehr als eine Handvoll nützlicher Kontakte konnte man ohnehin nicht knüpfen, wobei die paar zumal alle rein oberflächlicher und gesellschaftlich-taktischer Natur waren.

Es war also nicht verwunderlich, dass Sophie nicht voller Vorfreude der Lehranstalt entgegen sah. So bemerkte sie erst sehr spät, dass sie bereits vor dem Gebäude erwartet wurde, doch weder von der Lehrerin, noch von einer ihrer Mitschülerinnen: Vor dem Eingang wartete, höchst interessiert von einigen umstehenden Mädchen beäugt, ein junger, hochgewachsener Mann. Als Sophie ihn entdeckte, lächelte er geheimnisvoll und breitete zur Begrüßung die Arme aus. Das Mädchen war allerdings mehr überrascht als erfreut: „Raphael?“ Es war der Sohn der Averno, einer der Herzogsfamilien der Stadt. Jener Mann, zu dem Sophies Mutter für den Nachmittag geschickt hatte. „Ich ging davon aus, Euch nicht vor Nachmittag zu sehen, mein Prinz.“ Sie machte einen höflichen Knicks, kaum war sie bei ihm angelangt. „Es schien mir bis dahin noch zu lang, Gräfin.“ Er gab Sophie einen Handkuss. „Mein Unterricht beginnt gleich.“ Mit einer ausladenden Handbewegung verwies Sophie auf die immer noch zu ihnen hinüber starrenden Töchter. „Ich werde bereits erwartet.“ „Ah, ja.“ Raphael sah kurz zu den Mädchen hinüber, bevor er seufzte und sagte: „Ich hielt diesen Unterricht schon immer für plump. Wie Ihr wisst, besucht auch meine wehrte Schwester ihn und... ich hörte nichts allzu viel Gutes. Veraltete Methoden, mangelnde Durchsetzung der Führungskräfte...“ Er lächelte mitleidig: „Sicherlich wird also niemand wagen einzuschreiten, wenn ich Euch heute von der Schwelle des Hauses entführe und vom Unterricht freistelle.“ „Nun, meine Mutter...“ „Die Fürstin Castelli wird mir wohl kaum widersprechen.“ Sophie verstummte. Sie wusste ebenso gut, dass ihre Mutter es niemals wagen würde. „Nun, ich würde sagen wir suchen mein Heim auf, um, sagen wir, ein Tässchen Tee auf der Terrasse zu genießen? Es ist doch so herrliches Wetter.“ Der junge Prinz – so sein Titel als Sohn eines Herzoges – hielt Sophie den Arm empor, damit sie sich bei ihm einhaken konnte. Sie zögerte einen Moment, dachte dann jedoch an den herrlichen Klatsch den es geben würde und ergriff Raphaels Arm. „Wie Ihr wünscht.“

Sophie hatte Mühe, mit dem großen Raphael Schritt zu halten; für jeden seiner Schritte benötigte sie zwei. Daher war sie mehr darauf bemüht, auf ihre Füße zu achten, anstatt seinen beflissenen Worten Gehör zu schenken. Flankiert von Sophies Leibwächtern – Raphael benötigte keine, denn einen Sohn der Averno wagte das Volk nicht auch nur anzusehen – durchquerten sie die Gassen und kamen rasch auf eine der sanft abfallenden Hauptstraßen der Stadt. Durch die Häuser konnte Sophie einen Blick auf das wundervolle, blaue Meer erhaschen. Zu ihrer Verwunderung führte Raphael sie auch weiter in diese Richtung, und damit fort von seiner Villa, die auf dem höchsten Punkt der Stadt über die anderen hinauf ragte. „Mein Prinz...?“ Er schien Sophies Frage zu ahnen, denn mit einem leichten Lächeln auf den Lippen sagte er: „Ein spontaner Sinneswandel. Es ist so herrliches Wetter, wieso nicht eine kleine Bootstour?“ Sophie biss sich auf die Lippen, um keine freche Bemerkung zu machen: ‚Boot‘ konnte man das nun wirklich nicht bezeichnen. Sie kannte das Schiff der Familie von einigen Festen, und auf diesem Gefährt konnte man mühelos ganze Familien ansiedeln.

„In Gottes Namen, seht Euch diese Schandtät an.“ Raphael holte Sophie zurück aus ihren Gedanken und lenkte ihre Aufmerksamkeit auf eine kleine Gruppe Bettler am Rande der Straße. Es waren etwa vier, die Jüngste unter ihnen schien gar in Sophies

Alter, wenn nicht jünger. Missmutig lungerten sie auf dem dreckigen Boden, und das Mädchen haftete zischend ihre Augen auf Sophie, als sie vorbei gingen. Raphael zog Sophie rasch weiter, und ihre Leibwächter machten eine kurze, drohende Geste in Richtung der Bettler. „Sie kriechen immer weiter die Straßen hinauf und besudeln noch selbst den schönsten Fleck dieser Stadt. Ein bitteres Eingeständnis, dass meine Familie sie noch nicht dauerhaft vor die Mauern der Stadt vertreiben konnte.“ Sophie kräuselte die Lippen und erwiderte süffisant: „Sie sind nicht mehr als Kakerlaken, mein Herr. Sie vermehren sich, doch wenn man sie zerquetscht, gehen sie nicht von dannen. Wahrlich eine lästige Plage.“ Raphael lächelte wohlwollend und tätschelte Sophies Hand: „Ihr wisst Euch gut auszudrücken, Sophie. Ein weiterer Beweis, dass Euer Besuch dieser Schule nichts als reine Zeitverschwendung ist. Man sollte Euch lieber auf die wahren Dinge dieser Welt vorbereiten.“ Sie durchschritten nun ein hohes Tor, an das eine weitere, breite Straße mündete. Vor ihnen konnte Sophie schon den Hafen erkennen. Doch sie ließ sich davon nicht ablenken und fragte stattdessen: „Und welche Dinge schweben Euch da vor?“ „An der Seite eines Mannes von Stand zu stehen, zum Beispiel.“ „Eines Mannes wie Euch.“ Schloss Sophie knapp, doch ein Lächeln umspielte ihre Lippen. Raphael erwiderte etwas, doch mittlerweile hatten sie den Hafen erreicht, und Sophie blieb augenblicklich stehen. Die Augen auf das blaue Meer gerichtet, umspielte eine leichte Brise ihr Haar. Sie sog den salzigen Duft des kühlen Nass ein, den strengen Geruch des Fisches, der einige Meter weiter von den Fischern verkauft wurde. Ihr Gesicht lugte unter dem Schirm hervor, den immer noch einer ihrer Leibwächter hielt. Wohlwollend ließ sie die Sonne ihr Gesicht wärmen und schloss die Augen, um diesen kurzen Moment fest zu halten – und kurz war er in der Tat. Ihre Lider hatten sich gerade gesenkt, da zerstörte Raphael ihr diesen Moment auch wieder und fragte mit einschneidender Stimme: „Sophie, habt Ihr mir überhaupt zugehört?“ „Oh, verzeiht...“ Sie sah ihn an, doch ihr entschuldigendes Lächeln war in ihrem Kopf mehr ein hasserfüllter Blick. Schließlich erklärte sie jedoch wahrheitsgemäß: „Ich liebe das Meer. Seine Weite, die Vielseitigkeit, diese Schönheit... Zu schnell vergesse ich bei seinem Anblick alles um mich herum.“ Es überraschte sie ein wenig, als Raphael verständnisvoll – vielleicht ein wenig zu verständnisvoll für ihren Geschmack – lächelte und sie etwas abseits des alltäglichen Hafengetümmels führte. Der Hafen lag, wie auch die ganze Stadt, in einer kleinen Bucht, und an einem Teil dieser Bucht lagen die Schiffe all der Adligen der Stadt. Gut bewacht von den Soldaten der Herzogsfamilien, schwappten die Schiffe an den Stegen entlang.

Das Schiff der Averno war eines der Prächtigen. Etwas abseits der anderen, war es fest am Pier befestigt und machte einen so pompösen Eindruck, dass selbst Sophie beeindruckt war.

Immer noch bei ihm untergehakt, ließ sie sich von Raphael an den Soldaten vorbei geleiten. Am Zugangssteg zum Schiff half er ihr galant hinauf, während sie darauf achtete, dass ihrem Kleid nichts geschah.

Auf Deck wurden sie bereits von mehreren Dienern erwartet. Raphael führte sie zu einer Sitzgruppe, die mit einem großen Vorhang vor der Sonne geschützt war. Kaum angekommen, scheuchte er die Leute fort, um ein wenig Privatsphäre zu erlangen. Sophies Leibwächter rührten sich zuerst nicht, doch als sie ihnen knapp zunickte, zogen auch sie sich unauffällig zurück.

Raphael ergriff ihre Hand. „Ein herrlicher Anblick.“ „Ja.“ Sophie sah verträumt aufs Meer hinaus. Die Wellen schwappten leicht gegen das Holz des Schiffes. Sie wandte jedoch den Blick ab, als sie Raphael gurrend lachen hörte. „Mein Herr?“ Er hielt noch

immer ihre Hand. „Ich meinte eher Euren Anblick, Sophie, nicht den des Meeres.“ „Oh...“ Sie wandte ihre Hand aus seiner und strich sich das Haar hinter das Ohr. Ein unangenehmes Gefühl überkroch sie, bei dem Gedanken an das wohl nun folgende Gespräch. Und ihre Intuition täuschte sie nicht, denn Raphael meinte: „Ich muss zugeben, nicht viele Mädchen wie Ihr bringen mich derart um den Verstand.“ Sophie versuchte seinem Blick auszuweichen und sah wieder hinaus aufs Meer. „Ihr seid eine faszinierende Persönlichkeit, Sophie. Jung, in der Tat, und doch reif und sehr... sehr faszinierend.“ Er stand auf und lief zur Reling hinüber. Um nicht unhöflich zu sein, tat Sophie es ihm nach. „Zweifelloos wird man das Wort erheben, auch wenn es um meine Persönlichkeit geht. Obwohl jung, seid Ihr natürlich im besten Alter für eine Vermählung. Allerdings mangelt es Euch, und verzeiht bitte meine Direktheit, an Erfahrung für eine Stellung wie der meinen.“ Raphael lehnte sich auf das reich verzierte Holz und betrachtete das kühle Nass unter ihnen. Zu ihrer eigenen Überraschung sah Sophie jedoch nur zu ihm. Sie musste zugeben, dass ihn seine Worte interessierten. In der Tat, sie war an ihm interessiert. Sophie empfand es als ein seltsames Gefühl.

„Sollte es zu einer Vereinigung unserer Familien kommen, werde ich natürlich alles Nötige in die Wege leiten, als dass man Euch nicht unvorbereitet in die politische Welt da draußen lässt. Ihr sollt Euch nicht überrumpelt, sondern angemessen vorbereitet fühlen.“ Als er sie anlächelte, stellte Sophie die eine Frage, die ihr so sehr auf der Zunge brannte: „Wieso ich?“ „Wie bitte?“ „Nun...“ Sophie trat einen Schritt von Raphael zurück. „Seht mich an. Ich mag aus einer der reicheren Familien dieses Landes kommen, doch was unterscheidet mich von all den anderen Töchtern, die diese Gemeinsamkeit teilen? Es gibt weitaus hübschere und weltgewandtere Mädchen als mich, die Ihr euch allesamt nehmen könntet. Und doch versucht Ihr mir gerade zu erklären, Eure Wahl sei auf mich gefallen? Ihr, der zweite Sohn der Averno? Wieso?“ Zu ihrer Überraschung lachte Raphael laut auf. „Sophie...“ Wieder ergriff er ihre Hand und zog sie näher an sich heran. „Ihr scheint nicht zu begreifen, welchen Eindruck Ihr auf einen Mann wie mich macht. Jedes andere Mädchen wäre nur ein Gegenstand, um mich mit Jugend zu schmücken.“ Sophie war noch nicht überzeugt, und auch Raphael schien das zu merken: „Seht es einmal so... Wenn jeder Mensch mit einem Edelstein gleichzusetzen wäre, so wären all diese Mädchen Smaragde, Jadesteine... Aber Ihr, Ihr seid ein ungeschliffener Diamant. Schon jetzt kostbar, doch wenn man erst einmal das Verborgene sichtbar macht, seid Ihr das, was sich ein jeder Mann dieses Landes wünschen kann.“ „Ich bin mir nicht sicher, ob Ihr das so beurteilen könnt.“ Fiel Sophie ihm ins Wort und entglitt wieder seinem Griff, „Wir kennen uns nicht sonderlich gut.“ „Und doch weiß ich, aus was für einem vornehmen Hause Ihr stammt. Eure Familie mag nicht so viel Einfluss und Macht wie andere besitzen, doch mein Vater spricht immer nur in höchsten Tönen von Euch. Es wäre mir eine Ehre, Euch zu meiner Frau nehmen zu dürfen. Und überlegt nur einmal, welche Welten Euch damit offen ständen...!“ Ehre. Dieses eine verdammte Wort, und Sophie musste alle Bedenken über Bord werfen. Sie sah Raphael an, versank beinahe in diesen wundervollen Augen, die ihr so forsch und begeistert entgegenblickten. Bringe deiner Familie Ehre, Einfluss und Ruhm; sonst gab es nichts, das im Leben einer Frau zählte.

Sophie lächelte – diesmal ließ sie zu, dass er ihre Hand ergriff. „Es ist für mich eine viel größere Ehre, Eure Frau zu sein. Aber bitte, lasst mich darüber nachdenken. Ich... muss dieses Geständnis erst einmal verdauen.“ „Dafür habe ich vollstes Verständnis. Verzeiht, falls ich Euch überrumpelt haben sollte, Sophie.“

Sie verbrachten noch den ganzen restlichen Tag auf dem Schiff der Averno. Das

Thema der Vermählung wurde fallen gelassen, stattdessen unterhielten sie sich über allerhand andere Dinge. Raphael erzählte Sophie von all den Städten und Ländern, die er schon bereist hatte, von den Schiffsfahrten, von fremden Kulturen und Dingen, von denen Sophie noch nicht einmal zu träumen gewagt hätte. Er versprach, sie irgendwann einmal auf eine seiner Fahrten mitzunehmen. „Allerdings wird bis dahin wohl noch einige Zeit vergehen. Momentan wäre es unklug, die Stadt zu verlassen.“ „Wieso?“ Sie saßen wieder auf den weichen Sesseln und ließen sich ausgiebig von den Bediensteten mit Essen und Trinken versorgen. Obwohl Sophies Magen durch das dürftige Frühstück ordentlich rumorte, hielt sie sich brav bei all den verführerischen Speisen zurück. „Ihr werdet es vielleicht noch nicht bemerkt haben, doch die Stadt steht vor einem politischen Umschwung. Das Volk ist nicht mehr so leicht zufrieden zu stellen, wie es früher einmal war. Wir tun unser Bestes daran, es niedrig zu halten und die Unruhestifter auszumerzen. Nicht auszudenken, wenn sich der Pöbel geballt gegen den Adel erhebt. Es ist natürlich unsere Pflicht, vor allem die der drei höchsten Familien, alles Menschenmögliche zu tun, um eine Revolution zu verhindern.“ „Und was gedenkt Ihr zu tun?“ „Wie ich schon sagte, die Unruhestifter müssen beseitigt werden. Wenn wir zulassen, dass die Unzufriedenen immer lauter werden, käme es womöglich zu einer Kettenreaktion, und aus einer Flamme der Unzufriedenheit wächst ein Feuer des Hasses. Doch jede noch so kleine Flamme wird erstickt und für immer gelöscht.“ Sophie mochte lieber nicht nachfragen, wie genau sie das anstellten. Sie pickte eine Traube aus der Schüssel, die ihr einer der Diener hinhielt.

„Ich bewundere Euren Einsatz, Raphael.“ Meinte Sophie, kaum hatte sie magere Kost hinuntergeschluckt. „Ihr tut alles daran, den Pöbel zurückzudrängen und das Bestehen der Adelsfamilie und der geliebten Aristokratie zu gewähren.“ „Es gäbe all diese Probleme nicht, wenn das Volk nicht endlich verstehen würde, dass es ohne die starke Hand der Aristokratie nicht bestehen kann.“ „Ich hörte, sie wollten Demokratie? Ich wusste mit dem Begriff jedoch nichts anzufangen...“ „Demokratie, pah!“ Raphael sprang von seinem Sessel und verzog angewidert das Gesicht. „Nehmt dieses Wort nicht in den Mund! Oligarchie nennen sie das, was bei uns herrscht. Eine Aristokratie gleichermaßen, nur dass wir gesetzlos herrschten. Nicht am Wohl des Volkes orientiert, sagen sie. Dabei verstehen sie nicht, was diese... Demokratie... für Ausmaße haben würde. Diese Stadt, gar das ganze Land, es würde in Chaos versinken. Herrschaft des Volkes... Wo kämen wir denn da hin, frage ich.“ Unruhig lief er hin und her. „Sie verlangen eine Volksherrschaft?“ Auch Sophie rutschte auf ihrem Sessel unruhig hin und her. „Was geschähe dann mit uns? Die, die nun herrschen?“ „Geld, Reichtum und Macht wären nur noch Worte, dokumentiert aus längst vergangenen Tagen. Gleichberechtigung der Schritt ins morgen. Niemand wäre mehr für seine Taten und seinen Einsatz für dieses Land angesehen, wo auch die größten Tölpel und Faulenzer wichtige Positionen einnehmen könnten.“ „Ihr beliebt zu scherzen...“ „Ich wünschte, es wäre so. Nein, Sophie.“ Erst jetzt hielt Raphael inne. „Ihr seht also, wie wichtig es ist, unsere Familien aufrecht zu erhalten.“ Sie nickte stumm. „Nun seht, wie spät es ist.“ Auch Sophie bemerkte jetzt erst, wie tief die Sonne schon stand. „Wie schnell man die Zeit vergisst, in so angenehmer Gesellschaft.“ Er reichte Sophie die Hand, die sie ergriff und sich aus dem viel zu gemütlichen Sessel erhob. „Ich werde Euch nach Hause geleiten.“ „Nicht nötig.“ Winkte Sophie ab. „Ich habe meine Leibwächter, das genügt. Aber habt Dank. Ich habe die Zeit mit Euch wirklich genossen.“ „Nun, ich hoffe Euch bald wiederzusehen.“ Raphael führte Sophies Hand an seine Lippen. „Ihr schuldet mir noch ein Gespräch. Wie wäre es mit einem Abendessen in meinem Hause? In, sagen wir, zwei Tagen? Morgen bin ich leider

verhindert, doch es wäre mir eine Freude, Euch möglichst bald wieder zu sehen.“ „Ich komme sehr gerne.“ „Dann aufs Baldige, Sophie.“ Raphael neigte höflich den Kopf, und auch Sophie machte einen Knicks, bevor sie sich – wie gewohnt flankiert von ihren Leibwächtern – auf den Heimweg machte.

Noch auf dem Weg dachte Sophie über den Tag nach. Es war ungewohnt und beinahe etwas unangenehm, solche zusprechenden Worte aus dem Mund eines Mannes wie Raphael zu hören – immerhin war er ein Sohn der Averno, eine der führenden Familien in Marecielo. Sophie wusste immer noch nicht recht, wie sie mit der Situation umzugehen hatte, konnte sich allerdings das Gesicht ihrer Mutter vorstellen, wenn sie dieser bei ihrer Rückkehr davon erzählte. Gewiss, ihre Eltern würden ganz aus dem Häuschen sein, wenn sie davon erfuhren, und sie sicherlich auch zur Vermählung mit einem so einflussreichen und mächtigen jungen Mann zwingen, wenn es notwendig war.

Und doch, dachte Sophie, als sie später in ihr angewärmtes Bett schlüpfte und eine Zofe die Vorhänge in ihrem Zimmer schloss, auch sie selbst war so viel Macht und Ruhm nicht abgeneigt. Zumal es sich bei Raphael um einen wahrlich gutaussehenden Aristokratensohn handelte.

Kapitel 3:

Es war tiefe Nacht, als Lärm Sophie aus ihrem Schlaf riss. Zuerst lag sie nur ganz still da, die Augen weit aufgerissen, und lauschte den Geräuschen in der Dunkelheit. Einmal hielt sie gar den Atem an, aus Angst man könne sie hören.

Von irgendwo her polterte es, Sophie hörte eine Vase zerbrechen. Sie atmete einmal tief ein, dann stand sie auf und lief im Nachtgewand zur Tür. Doch Sophie erstarrte, als sich der Knauf leise drehte und jemand von der anderen Seite die Tür öffnete; pfeifend sog sie die Luft ein. „Meine Herrin...!“ Eine Zofe kam ins Zimmer gehuscht und schloss eilends die Tür hinter sich. „Herrin, Ihr müsst Euch verstecken!“ flüsterte sie eindringlich und schob Sophie zu einem großen Eichenschrank. „Euch haben Sie noch nicht gesehen!“ „Wa... Hey!“ Sophie entglitt dem Griff der Zofe und starrte sie an. „Wer? Wer hat mich noch nicht gesehen?“ „Die Diebe, Herrin...!“ murmelte die Zofe. „Es sind Diebe im Haus?“ „Sie sind gar bewaffnet... Furchteinflößend...“ „Aber... aber jemand muss doch etwas tun! Sie werden alles mitnehmen!“ „Jemand ging Dan und die anderen wecken. Ihr müsst Euch verstecken, bis alles vorbei ist!“ „Aber...“ Doch in diesem Moment hörte Sophie lautes Geschrei, gefolgt von erneutem Poltern. Sie stieß die Zofe beiseite und eilte aus dem Zimmer, den Flur entlang und eine Treppe hinunter, bis sie in der Eingangshalle stand. Ein Bild der Verwüstung spiegelte sich hier wieder: Scherben lagen auf dem Boden, ein teurer Teppich war vollkommen verdreckt, und die Bilder an den Wänden waren entweder hinunter gerissen oder in der Mitte zerschnitten. Mitten im Raum standen die Leibwächter der Familie, zwei von ihnen hielten einen Mann am Boden. „Herrin!“ Dan, Sophies liebster Leibwächter, hatte sie am Absatz der Treppe entdeckt. „Herrin, wir konnten einen dieser Bastarde einfangen. Der Rest ist geflohen.“ Er sah zu dem Mann hinunter. Auch Sophie ging nun ganz langsam die Treppe hinunter, bis sie bei ihnen angekommen war. Sie kannte den Dieb nicht, doch das überraschte sie nicht: Menschen wie ihn wollte sie nicht kennen. Heruntergekommen war er, verdreckt und schmierig, zumal ein furchtbarer Gestank von ihm ausging. Er sah ein wenig benommen aus, und an den Händen hatten sie ihn gefesselt. „Wisst ihr, zu dem er gehört?“ „Nein, Herrin. Er sagt kein Wort.“ Sophie sagte, wie zwei der Leibwächter einen Blick austauschten. Dan trat mit der Fußspitze gegen den Dieb. „Was sollen wir mit ihm machen?“ „Bringt ihn zu den Crescione. Mutter sagte, wir sollten uns an sie wenden, sollte etwas geschehen. Ich bin sicher, sie werden eine rechte Entscheidung über den Verbleib dieses Gesetzlosen treffen.“ Voller Abscheu sah Sophie auf den verwahrlosten Mann hinunter. „Er kann froh sein, wenn ihn ein schneller Tod ereilt.“

Draußen im Garten rauschte ein Vorhang durch die Dunkelheit. Zwei Männer drückten sich an die Wand der Villa, verborgen im Schutz der Dunkelheit. Direkt neben ihnen stand ein Fenster einen Spalt breit offen, und trug die Stimmen aus der Eingangshalle zu ihnen hinaus. „Was tun wir jetzt?“ zischte einer von ihnen. „Wir gehen zurück. Er war nur ein Späher, kein Grund zur Sorge. Sein Leben wäre ohnehin bald vorbei gewesen.“ Ein Paar grüne Augen blitzen in der Dunkelheit auf. „Denk daran, was man uns aufgetragen hat. Geduld haben und tun, was man uns sagt. Und das haben wir. Unser Auftrag ist vorbei. Wir werden erst in der nächsten Nacht wiederkommen.“ „Aber...“ „Nichts aber, Clive. Wir gehen. Komm mit.“

Der nächste Tag begann hektisch, und doch still. Noch immer saß Sophie der Schrecken in den Gliedern. Wie sich herausstellte, hatten die Diebe nicht allzu viele

Kostbarkeiten mitgenommen, lediglich ein paar Goldmünzen waren verschwunden. Schlimmer war die Verwüstung, die sie hinterlassen hatten. Beinahe die ganze untere Etage hatten sie auseinander genommen, allerhand zerstört und durcheinander gebracht.

Der Morgen war nicht einmal ganz vorbei, als sich Sophie schon beim hohen Rat von Marecielo einfinden musste. Bestehend aus den obersten Familienmitgliedern der drei herrschenden Familien – den Fulica, Crescione und Averno – tagte der Rat in einer prächtigen alten Tempelanlage. Es lief Sophie eiskalt den Rücken hinunter, als sie, begleitet von Dan, vor diese ehrfürchtigen, einflussreichen Männer treten musste. Unter ihnen entdeckte sie auch Raphael, der mit versteinierter Miene neben seinem Vater stand.

Man teilte ihr mit, dass man den Dieb zum Tode verurteilt hatte. Wohlwollend nahm Sophie das Urteil mit einem Nicken hin. „Was deinen Verbleib angeht...“ sprach Herzog Matteo, oberstes Familienoberhaupt der Crescione Familie, „So sprachen sich die Averno für eine Aufnahme deiner selbst bis zur Rückkehr deiner Eltern aus.“ Herzog Enzo Averno, Oberster der Averno Familie und Raphaels Vater, nickte Sophie zu. „Solltest du nicht damit einverstanden sein, wird auch meine Familie dir sicheren Unterschlupf gewähren, bis Fürst Castelli in zwei Tagen zurückkehrt. Eine Rückkehr in die Villa bleibt vorerst jedoch keine Alternative, zumindest für den heutigen Tag.“ Sophie nickte und antwortete, noch während sie sich anmutig vorm hohen Rat verneigte: „Ich werde das Angebot der Averno natürlich nicht ausschlagen. Es wäre mir eine Ehre, in ihrem Heim Schutz zu finden.“ „So sei es. Geh nun, und packe das nötigste.“ Sprach nun auch das Familienoberhaupt der Fulica, Herzog Antonio. „Habt Dank.“ Erneut machte Sophie einen Knick, bevor sie sich – rückwärtsgehend – entfernte.

Draußen holte sie Raphael ein. „Sophie!“ „Mein Herr.“ Sie wartete, bis er bei ihr war. „Als ich von den Vorkommissen hörte, war ich zutiefst schockiert. Sicher hattet ihr große Angst.“ „Sie ist verebbt, nun da ich um eine gerechte Strafe des Diebes weiß.“ Erwiderte Sophie. Da der Rat, wie die Villen der drei Herzogfamilien auch, auf einem der vier höchsten Felsen der Stadt thronte, mussten sie einiges an Abstieg hinnehmen. Wie ein Fluss zog sich ein Weg durch den Kreidefels, hinunter auf die Hügel, auf denen all die Aristokratenvillen sammelten.

„Der Rat wird Eure Bediensteten befragen. Es ist unwahrscheinlich, dass niemand die Diebe identifizieren kann.“ Wieder verspürte Sophie dieses unangenehme Kribbeln im Nacken. Der Gedanke, dass unter den Bediensteten ihrer Familie Günstlinge dieser Verbrecher waren, sie sogar in die Villa ließen...? Sophie war doch froh, zumindest diese eine Nacht außerhalb des trauten Heimes verbringen zu können. „Eins noch.“ Sie waren am Fuße des Weges angekommen, wo Sophies Leibwache wartete. „Verliert kein Wort darüber, dass Ihr in der heutigen Nacht nicht in der Villa seid. Nur zu Eurem eigenen Wohl, hört Ihr?“ Sophie warf einen Blick auf ihre Leibwächter. „Auch Ihnen nicht. Ihr werdet gegen Mittag die Villa verlassen und zu meiner Familie aufbrechen. Dass Ihr dort bleibt, darf keiner erfahren. Womöglich dringt es an die falschen Ohren, und die Chance, die Schuldigen der gestrigen Nacht zu schnappen, sind vertan.“ „Ich verstehe.“ „Ich muss fort. Verzeiht, wenn ich Euch heute keine Gesellschaft leisten kann, doch morgen werden wir uns wie versprochen sehen.“ Sophie nickte. Irgendwo in ihrer Brustgegend gab es ein kleines, angenehmes Ziepen. „Habt einen angenehmen Tag. Und passt auf Euch auf.“ Wieder führte er ihre Hand an seine Lippen, dann ließ er Sophie allein.

War der Vormittag noch zäh, verging der Rest des Tages viel zu schnell. Sophie kehrte

nur kurz in die Villa zurück, um das Nötigste für einen Tag des Fortbleibens packen zu lassen. Um keine Fragen aufkommen zu lassen, sagte sie, es handle sich um Sachen, die sie wegwerfen wolle. Die Tasche würde später von einem Bediensteten der Averno abgeholt, also ging Sophie wie gewohnt zum Unterricht. Dan, ihren Leibwächter, schickte sie von dort aus fort, und sagte ihm, sie sei nach dem Unterricht anderweitig verabredet. Natürlich tat er, wie sie ihm befahl.

Eine Kutsche der Averno holte sie an der Schule ab. Sie missachtete die Blicke und Tuscheleien der anderen Töchter, als sie ins kühle Innere des Gefährtes stieg. Nicht einmal fünf Minuten, und sie waren an der Villa angekommen. Ein Diener öffnete ihr die Kutschentür, ein anderer hielt sogleich einen Schirm als Schutz vor der Sonne bereit. Obwohl Sophie die Villa der Averno kannte, war sie doch wieder überwältigt bei ihrem Anblick. Die Villa der Castelli wirkte wie eine Nussschale dagegen. Neben dem Haupthaus gab es mehrere Anbauten und prächtige Seitenflügel. Die Bediensteten waren gar in einem eigenen, kleinen Haus untergebracht, weit hinter dem Garten der Villa. In der prächtigen Auffahrt entdeckte Sophie einige Pfauen, die graziös über den Rasen stapften.

In der Eingangshalle erwartete sie die übliche Schar Bediensteter. Vom Hausherrn oder Raphael war keine Spur zu sehen, doch Sophie nahm es ihnen nicht gerade übel: Neben der Familie der Averno kam sie sich furchtbar unbedeutend und klein vor.

Man wies ihr ein herrliches Zimmer im Ostflügel der Villa zu. Eingerichtet mit einem großen Himmelbett, einem prächtigen, aus feinstem Holz gefertigten Kleiderschrank, und einem steinernen Frisiertisch, unterschied es sich nicht allzu sehr von ihrem eigenen Zimmer in der eigenen Villa; bloß dass hier alles noch um einiges wertvoller war.

Als eine Zofe ihr die Haare frisiert hatte, zeigte man ihr die wichtigsten Teile der Villa. Obwohl Sophie nur eine Nacht hier verbrachte, bekam sie schnell das Gefühl, die Familie hätte bei ihrem Verbleib eine etwas längere Zeit im Sinn.

Als der Nachmittag verstrich, nahm Sophie ein Bad und ließ sich anschließend in eines der mitgebrachten Kleider zwängen; es war nicht unbedingt eines ihrer Lieblingen, brachte jedoch durch ein eingenähtes Korsett ihre schmale Figur vortrefflich zur Geltung. Sie waren gerade fertig, als man sie zum abendlichen Mahl riefen ließ.

Der Speisesaal der Villa war nicht weniger eindrucksvoll als der Rest des Hauses. Ein langer Tisch aus verdunkeltem Eschenholz ächzte unter der Pracht all der großartigen Speisen. Sophie musste sich zurück halten, nicht vor Verückung zu seufzen. Innerlich schrie sie bei dem Gedanken, nicht ungeniert alles kosten zu können.

Neben dem Hausherrn und seiner Frau, einer anmutig aber streng aussehenden Frau, saßen noch zehn weitere Personen am Tisch. Sophie kannte bei weitem nicht alle Familienmitglieder der Averno, doch sie erkannte zumindest die Kinder der Familie: Da waren die beiden Töchter, von der Sophie jedoch nur den Namen der einen, Ella, kannte. Sie war in ihrem Alter und ging mit ihr in den Unterricht. Von dem ältesten Sohn wusste Sophie, dass er Joseph hieß, doch sie erkannte auch Raphaels jüngeren Bruder. Und natürlich Raphael selbst, der neben seinem älteren Bruder und in der Nähe des Vaters saß. Sophie nahm auf einem der freien Stühle Platz, unmittelbar neben einem wohlbeleibten älteren Mann.

Das Essen verlief ruhig, die Männer unterhielten sich über Politik, die Frauen schwiegen wie gewohnt. Sophie achtete peinlichst darauf, nicht zu viel zu essen, und orientierte sich an den Tellern ihrer Mitstreiterinnen. Dafür ließ sie sich jedoch immer wieder Wasser nachschenken, um das verräterische Knurren ihres Bauches zu ersticken. Einmal half das zwar nichts, doch zum Glück dachte der Herr neben ihr, das

Geräusch sei von seinem eigenen Magen ausgegangen, sodass er sich gleich noch mehr auf den Teller häufte. Beinahe neidisch sah Sophie ihm dabei zu.

Als das Essen beendet war, erhoben sich die Frauen, und ließen die Männer bei Alkohol und Zigarren zurück, damit sie sich weiter in ihre politischen Machenschaften vertiefen konnten. Sophie fing kurz Raphaels Blick auf, doch sie lächelte bloß und wagte nicht, das Wort zu erheben.

Eine Zofe führte sie zurück in ihr Zimmer, denn alleine hätte Sophie den Weg ohnehin nicht mehr gefunden. Die Sonne war bereits untergegangen, doch noch immer lag ihre Wärme in der Luft und bildete selbst in diesem großen Zimmer eine erdrückende Hitzewand. Eiligst öffnete Sophie das große, doppeltürige Fenster, doch helfen tat es nicht viel: Selbst draußen gab es keine kühle Luft, die noch hineinströmen konnte.

Vom Fenster aus konnte Sophie auf die ganze Stadt hinunter schauen. Es war zwar bereits dunkel, doch die Lichter der Stadt strahlten durch die Nacht. Ganz deutlich erkannte Sophie die Abgrenzung des Armenviertels vom Rest der Stadt. Die Slums vor den Stadttoren, und ihre Schule, die die Grenze zum Adelsviertel bildete.

Völlig gedankenverloren huschten Sophies Augen über die Dächer, als dass sie beinahe das Klopfen der Tür nicht hörte. Etwas zerzaust drehte sie sich herum und rief: „Herein?“

Es war Raphael. „Mein Prinz?“ Sophie glättete rasch ihr zerknittertes Kleid, bevor sie auf ihn zutrat. „Zu so später Stunde?“ „Ihr seid rasch gegangen, deswegen dachte ich, Ihr wolltet vielleicht noch etwas Gesellschaft.“ Er lächelte, während er zu ihr herüber kam und sich an ihr Fenster stellte. Sophie musterte ihn aufmerksam. Raphael lehnte sich gegen die Balustrade und sah, wie Sophie gerade noch selbst, auf die Stadt hinunter. „Ein wundervoller Anblick, nicht?“ murmelte sie und nahm wieder ihren Platz an seiner Seite ein. „Wie die Stadt selig vor sich hin schlummert?“ „Wahrlich schön, wären dort nicht diese Schandflecke, die den Ausblick trüben.“ Raphael wies auf die Slums vor den Stadttoren. „Menschen, die die Nacht als solche nicht kennen und respektieren. Ist die Sonne erst einmal untergegangen, beginnt bei ihnen das Geschehen. Sie streifen durch die Gassen, stehlen, morden... Hungern in den Schatten herum, und zerstören den guten Ruf unserer Stadt.“ In Raphaels Stimme schwang Zorn mit, doch auch Sophies Nase kräuselte sich: „Könnt Ihr denn nichts dagegen tun? Sie einfach... verschwinden lassen? Diese Stadt ist so schön, wieso sie mit denen teilen, die nichts für sie tun? Das ist einfach... ungerecht.“ „Ihr sprecht wie eine Politikerin, Sophie.“ Seine Wut wich einem Lächeln, doch es erreichte seine Augen nicht. „Natürlich könnten wir diese Ratten einfach ausmerzen. Doch der Rat fürchtet noch die Kraft des Volkes und einen möglichen Rückschlag. Man kann den Pöbel nicht vollständig aus der Stadt verbannen.“ „Aber vielleicht könnte man die Stadt wenigstens etwas... säubern? Um mehr Platz für die Adligen zu schaffen? Wäre dann nicht gewiss auch unsere Macht größer?“ Diesmal lachte Raphael: „Ihr verblüfft mich immer wieder! Vielleicht habe ich Euch doch falsch eingeschätzt, meine Liebe. Sicherlich habt ihr die politische Raffinesse Eures Vaters geerbt. An meiner Seite blickt Ihr schon jetzt einer vielversprechenden Zukunft entgegen.“ „Es wäre mir eine große Ehre, Euch im Kampf gegen diese dreckigen... Was auch immer sie seien, zu unterstützen.“ „Kampf...! Nun, eine Frau hat im Kampf nichts verloren. Doch es mangelt Euch nicht an Geschick, und es gab schon zahlreiche Frauen vor Euch, die ihrem Mann zu Ruhm und Einfluss in der Politik verholfen haben. Ich bin mir sicher, auch Ihr seid so eine Frau...“ „Nicht, dass ihr noch Ruhm und Einfluss nötig hättet...“ Sophie lächelte. Auch sie lehnte sich an die Balustrade und murmelte: „Sie sind wie Tiere. Kriechen aus ihren Löchern, vermehren sich wie die Hunde, und verdrecken

auch den noch so schönsten Fleck. Es mag mir nicht in den Kopf gehen, dass dagegen nichts zu unternehmen ist.“ „Wir machen bereits Jagd auf ihre dunkelsten Gestalten. Diebe, Mörder, Prostituierte. Aber wie Ihr schon sagtet, sie vermehren sich rasch... Hat man erst einmal ein Loch gestopft, platzt ein anderes wieder auf.“ Raphael seufzte. „Man müsste ihre Höhlen mit Feuern ausräuchern, um dauerhaften Erfolg zu haben.“ „Feuer...“ Sophie sah ihn an und wollte gerade etwas erwidern, da sah sie es: Ein Licht, dass in seinen dunklen Augen tanzte. Zuerst nur klein, wurde es größer und heller. Sophies Stirn legte sich in Falten, doch Raphael wandte schon wieder das Gesicht zum Fenster. „Wa...“ Auch Sophie sah hinaus – und schnappte nach Luft.

Das Licht in Raphaels Augen war die Spiegelung eines Feuers – eine der Villen unter ihnen brannte. Raphael stürmte schon hinaus, doch Sophie verharrte regungslos am Fenster und sah zu, wie sich das Feuer ausbreitete. Plötzlich krallten sich ihre Nägel um die kalte Balustrade, als sie erkannte, welche Villa da Feuer gefangen hatte – nämlich ihre eigene.

Sie wusste nicht, wann sie das letzte Mal so gerannt war. Das Kleid erschwerte die Bewegungsfreiheit, doch Sophie raffte es einfach zusammen. Sie rannte die Treppe der Averno Villa hinunter, missachtete die erschrockenen Blicke der Bediensteten und die lauten Stimmen, die sie zurück riefen... Sie rannte einfach, rannte durch die Eingangspforte, durch den riesigen Vorgarten die Einfahrt hinunter und auf den Weg, der die Villa hinaufführte, immer den Blick auf dem Feuer ihres eigenen Heims.

Irgendwann strauchelte sie und fiel hin, doch Sophie streifte einfach ihre hinderlichen Schuhe ab und lief weiter. Mittlerweile standen einige Adlige auf den Wegen des Adelsviertels, um nach der hellen Lichtquelle zu sehen. Einige waren erschrocken, andere gar belustigt, als sie das Feuer bemerkten. Sophie rannte einfach an ihnen vorbei, sie wusste nicht einmal mehr, wie lange sie schon rannte. Das Stechen in der Seite ignorierte sie, ebenso wie die schmerzenden und blutenden Füße. Sie kam erst zum Stehen, als sie in der Auffahrt der Villa stand.

Am Tor zur Villa standen die Bediensteten, die sich noch vor den Flammen retten konnten. Einige versorgten die Verletzten, doch insgesamt schien es allen gut zu gehen. Auch die Leibwächter der Familie sahen hilflos zu, wie die Flammen die kostbare Villa zerfraßen.

In Sophies Augen spiegelten sich die Flammen, in ihren Ohren dröhnte das Knistern des Holzes. Sie sah all ihren Reichtum vor sich zu Staub verbrennen. Sophie dachte an den Schmuck ihrer Mutter, oder die wertvolle Rüstung ihres Vaters; alles lagerte in der Villa.

„Aber... Jemand muss das Feuer löschen!“ rief sie völlig verzweifelt und deutete benommen von den Leibwächtern zur Villa hinüber. Ihr blieb der Mund offen stehen, als die wenigen Bediensteten nur mit den Schultern zuckten: „Das Feuer hat sich schon zu sehr ausgebreitet...“ Erst jetzt fiel Sophie auf, dass dort nicht einmal die Hälfte der Bediensteten stand. Wo war der Rest? Bei genauerem Hinsehen erkannte sie den Koch und einige Küchenmägde; Leute, die sie ohnehin nicht großartig leiden konnte. Und wo war Dan, ihr liebster Leibwächter? Auch er war nicht aufzufinden.

„Sophie!“ Hinter ihr ertönten Pferdehufe. Raphael war mit einigen seiner Leute gekommen, um zu helfen. „Sophie, bringt Euch in Sicherheit! Und ihr! Holt Wasser! Weckt den Rat, schickt nach Hilfe! Sofort, los!“ Doch Raphael blieb nicht lange genug, um Sophie von ihrer nun vielleicht dümmsten Tat abzuhalten.

Bevor sie irgendjemand aufhalten konnte, rannte sie wieder. Sie wusste nicht einmal, wieso sie das tat, wieso sie so töricht und dumm war – doch sie wusste, dass sie nicht einfach untätig bleiben konnte. Keiner der Bediensteten oder Leibwächter hielt sie

zurück, als Sophie auf die brennende Villa zulief.

Sie stürzte sich durch die Flammen und schaffte es irgendwie unbeschadet in die Eingangshalle. Auch bis hier hatte sich das Feuer schon vorgekämpft und nahm nun alles ein, was nur schnell genug brannte. Die reich verzierten Pfeiler der Treppe züngelten die Fackeln, die Bilder an den Wänden krachten unter der Kraft des Feuers zu Boden. Selbst die Decke brannte schon lichterloh, und vereinzelt fielen einige der Deckenplatten wie gefährliche Geschosse zu Boden. Sophie nahm die Hände über den Kopf und rannte die Treppe hinauf. Die Hitze betäubte ihre schmerzenden Füße, doch Sophie hielt nicht inne. Sie sah kaum etwas, hatte sie doch als Schutz vor der Hitze und Asche die Augen zugekniffen, doch sie verließ sich auf ihr Gefühl, wo lang sie laufen musste. Sophie hielt erst inne, als sie über etwas fiel und der Länge nach zu Boden stürzte. Mit einem Reißen verabschiedete sich ein Teil ihres Kleides, doch Sophie interessierte mehr, worüber sie gefallen war; ihr Mund öffnete sich weit, doch den furchtbaren Schrei hörte niemand. Sophie kreischte, als sie auf die brennende Leiche von Dan blickte. Vollkommen verängstigt krabbelte sie weiter den Gang entlang, den Blick auf dem toten Körper ihres Leibwächters geheftet. Als sie sich aufrappeln konnte, wandte sie endlich den Blick ab – doch es sollte nicht die letzte Leiche werden, die sie noch fand. Je weiter sie sich kämpfte, umso mehr Tote entdeckte sie. Selbst im elterlichen Schlafzimmer fand sie die toten Körper zweier Bediensteter, die sich im Angesicht ihrer Not wohl noch an den adligen Schätzen zu schaffen machen wollten. Sophie entriss ihren leblosen Händen die Goldketten ihrer Mutter, umwickelte das heiße Schmuckkästen ihrer Mutter rasch in ihrem Kleid und rannte wieder hinaus, wieder den Gang entlang.

Von irgendwo her kam eine Stimme, irgendjemand weit entfernt rief nach ihr. Sophie wusste nicht, wer es war, doch sie hielt kurz inne, um der Stimme zu lauschen – und sie erkannte sie. Raphael. Er war ihr gefolgt und suchte sie nun. Sie hörte dumpf, wie er irgendjemandem Befehle gab, und wollte gerade wieder zurück laufen, als plötzlich über ihr ein Teil der Decke einbrach.

Mit schreckensgeweiteten Augen sah sie auf die Trümmerteile, die auf sie herabregneten; dann wurde alles schwarz...

In ihren Ohren dröhnte es. Sie hörte Stimmen. Knistern. Ihre Augen fühlten sich an wie aus Blei, ihre Lider flatterten. „Geht es ihr gut?“ Eine Stimme ganz nah, doch sie kannte sie nicht. Sophie versuchte, ihre Augen zu öffnen. Sie sah ein Paar grüner Augen, die aus einer schwarzen Kapuze hervor starrten. „Sie ist eine von diesen Bastarden...“ flüsterten die Augen. „Dann lass sie liegen, Clive.“ „Nein. Sie ist noch jung, und zudem eine Frau. In ihrer Gesellschaft hat sie ohnehin nicht viel zu sagen. Komm, hilf mir sie hier raus zu schaffen.“ „Was ist mit dem Schmuck?“ „Nimm ihn mit. Auf dem Markt ist er sicherlich einiges wert.“ Sie spürte, wie sie von vier Händen gepackt wurde, doch Sophie verlor schon wieder das Bewusstsein.

Kapitel 4:

Als sie erwachte, umspielte eine sanfte Brise Sophies Gesicht. Ihr ganzer Körper schmerzte, und sie stöhnte auf. Noch ganz benommen öffnete sie die Augen und schloss sie gleich wieder, so stark war der Lichteinfall. Leises Vogelgezwitscher drang an ihr Ohr, die Fenster mussten also weit aufstehen.

„Sie kommt zu sich.“ Wieder schlug Sophie die Augen auf, diesmal jedoch langsamer, vorsichtiger. Am Fuße ihres Bettes standen drei Männer, die allesamt finster dreinschauten. Sophie setzte sich sogleich im Bett auf, denn natürlich wusste sie, wer diese drei Männer waren...

Einer der Männer räusperte sich: „Nun, wo Ihr wieder bei Besinnung seid, verlangt man Euch im hohen Rat zu sehen. Eine Verspätung wird nicht geduldet.“ Und mit bauschenden Umhängen marschierten sie wieder davon. Sophie starrte ihnen nach. Wenn man Gesandte des hohen Rates zu ihr schickte, konnte das nichts Gutes bedeuten.

Sie krabbelte aus dem Bett, doch von einer Zofe fehlte jede Spur. Sophie wartete eine ganze Weile, doch als immer noch niemand erschienen war, kleidete und frisierte sie sich verärgert von allein. Sie fand ein Kleid zum Zuknöpfen, was ihr einiges an Arbeit ersparte, doch natürlich bedurfte es dennoch viel mehr Zeit, sich um alles selber zu kümmern – und auch das Ergebnis war in keinsten Weise vergleichbar. Immerhin wusste Sophie mittlerweile, dass sie wieder in der Villa der Averno war und fand sich daher schnell zurecht.

Als sie fertig war, wandte sie sich ein letztes Mal zum Fenster und sah hinaus. Kein Vogelgezwitscher, nicht einmal der Wind gab einen Laut von sich. Es war, als stünde die Zeit still.

Sophie sah zu dem schwarzen Fleck, der einmal ihr Heim gewesen war. Mit einem seltsamen Gefühl in der Brust wandte sie sich ab und verließ den Raum.

Der Weg zum Rat kam Sophie vor wie ihr Gang zum Schafott. Es stimmte, sie hatte keine Ahnung was der Rat von ihr wollte – und im Grunde glaubte Sophie auch nicht, dass sie irgendetwas zu befürchten hatte – aber dennoch wirkte es seltsam. Der vorige Besuch, die Art wie man ihr die Nachricht des Rates überbrachte. Langsam glaubte sie, dass hier irgendetwas nicht ganz stimmte. Bevor sie den Hohen Rat betrat, holte Sophie noch einmal tief Luft, schloss die Augen und sagte mehr zu sich selbst: „Es wird alles gut...“ Wie falsch sie doch lag.

Alle Augen waren auf sie gerichtet. Ihre Blicke brannten auf Sophies Haut, während das Mädchen Schritt für Schritt nach vorne ging. Da saßen sie, die Väter der Stadt, die Oberhäupter der höchsten Familien – doch sogleich fielen Sophie auch die unscheinbaren Gestalten zu ihren Füßen auf. „Mutter... Va-...“ Ihr Blick bring sie zum Verstummen. Nichts Liebendes lag darin – nicht dass es Sophie wunderte, doch auch dieses Vertraute fehlte in ihren Augen. Sophies Mutter starrte gar zur Seite, während ihr Vater sie mit einem Blick strafte, da selbst die Hölle gefror.

„Sophie Castelli.“ Matteo Cresciones Stimme war tief und brummig, während er sprach. Sein Blick war so eisig, dass Sophie ehrfürchtig den Kopf neigte. „Du wurdest her gerufen, weil das, was du getan hast, einer Bestrafung bedarf.“ Nun hob Sophie doch wieder den Blick, überrascht wie sie war. „Meine... Tat?“ Wieder suchte sie den Blickkontakt zu ihrer Mutter, doch die starrte noch immer zur Wand. „Du hast deine Aufgabe vernachlässigt, über den Besitz deiner Familie zu wachen. Alles ist zerstört,

deine Eltern erwartete bei ihrer frühzeitigen Rückkehr nur ein Haufen Gestein.“ Matteos Augen verschmälerten sich. „Und als wäre das nicht genug“ donnerte er, „So hast du auch nicht nur dein eigenes Leben, sondern das unzähliger Menschen mit deiner so leichtsinnigen Tat in Gefahr gebracht, gar ausgelöscht.“ „Wa...“ „Schweig!“ Enzo Averno – Raphaels Vater – erhob sich von seinem Platz und deutete mit dem Finger auf sie. „Du bist nur ein Kind, das das Ausmaß der Dinge nicht erkannt hat! Man müsste meinen, in dieser Schule brächte man euch etwas bei, doch in deinem Fall scheint eher das Gegenteil eingetroffen zu sein!“ Einen Moment schien Sophie in seinen Augen eine Träne auszumachen, doch sogleich wischte sie es als Einbildung wieder fort. „Aber-...“ stammelte sie, doch sofort unterbrach man sie wieder: „Du hast den Besitz deiner Familie zerstört und das höchste aller Rechte gebrochen.“ Der alte Averno schrie beinahe, Sophie sah wie er vor Wut bei jedem Wort spuckte: „Du hast nicht nur einen der wichtigsten Adligen dieser Stadt in Gefahr gebracht, du hast ihn gar getötet!“ Sophie öffnete überrascht den Mund, beinahe wütend, doch sogleich fuhr man sie an: „SCHWEIG!“ Auch das letzte Oberhaupt, Antonio Fulica, hatte sich nun erhoben, doch seine Stimme war bei weitem ruhiger, als er – ganz sachlich wie Sophie erleichtert feststellte – erklärte: „Der junge Averno lief dir hinterher, als du dich so leichtsinnig in das Feuer warfst. Doch anstatt dir zu helfen, brachte er sich selbst in Gefahr.“ „Es ist nur DEINE Schuld, dass Raphael umkam!“ rief Enzo wieder erzürnt, noch immer anklagend den Finger erhoben. Einstimmendes Gemurmel erhob sich im Saal. „Ich habe niemanden in Gefahr gebracht, er ist MIR hinter her gelaufen!“ „Hättest du von Anfang an mehr Acht auf das gegeben, was dir von Mutter und Vater aufgetragen wurde, wäre es niemals so weit gekommen. Deinetwegen ist deine Familie ohne Hab und Gut, deinetwegen haben Menschen ihr Leben lassen müssen. Wegen deiner UNACHTSAMKEIT und der NAIVITÄT eines KINDES, musste mein Sohn sterben! Du hast die Averno um ihren Erben gebracht!“ Jedes geschriene Wort war wie ein Peitschenschlag auf ihrer Haut. Sophie starrte zu den Oberhäuptern der Stadt hinauf, ihre anklagenden Worte erreichten kaum noch ihr Ohr. Sie hörte nichts, nichts als das Rauschen der Machtlosigkeit, das wie eine mannshohe Welle auf sie eindrosch. Natürlich, schoss es ihr in den Kopf, natürlich musste es so weit kommen. Ihre Gedanken huschten weg von dem Bild vor ihr, hin zu Raphael. Er war tot, tot ihretwegen. Sogleich stellte sich Sophie dieses hübsche Gesicht vor, nun ganz fahl und weiß, mit schreckensgeweiteten Augen im Angesicht des Todes.

Es dauerte nicht lang, da wurde Sophie schon wieder gewaltsam ins Hier und Jetzt gerissen. Der milchige Nebel vor ihren Augen verschwand, und sie sah ganz deutlich ihre Mutter vor ihr stehen. „Mu-...“ Es gab einen scharfen Knall, als ihre Mutter zügig die Hand von links nach rechts zog. Die Ohrfeige brannte auf Sophies Haut, Tränen des Schmerzes stiegen ihr ins Gesicht. Bevor sie noch irgendetwas sagen konnte, irgendeine Frage stellen oder gar um Verzeihung bitten konnte, zerrte Sophies Mutter schon an ihrem Kleid. Leise kullerten die Knöpfe ihres Gewandes zu Boden, und durch den Ruck des Ziehens und Zerrens stürzte Sophie zu Boden. Im bloßen Unterkleid lag sie nun zu Füßen des hohen Rates und starrte auf das hinauf, was einst ihre Mutter gewesen war. Stumm und mit aufgerissenen Augen lag sie da, der dicke Kloß in ihrem Hals nahm ihr jede Möglichkeit des Sprechens. Endlich sagte ihr Vater, was Sophie längst in den Augen ihrer Mutter lesen konnte: „Du bist nicht unsere Tochter. Wir haben keine Tochter.“

Alle drei Oberhäupter hatten sich nun erhoben. „Mit dem heutigen Tage legst du den Namen Castelli ab. Du wirst aus dem Kreise der Aristokraten verstoßen und aus der Stadt verbannt. Und dies ist noch die mildeste Strafe, die höchstens einem Adligen

zusteht. Missachtest du jedoch unsere Worte, rettet dich auch das nicht mehr vor dem Tod. Geh nun. Und kehre nie, nie wieder zurück.“

Alles war nur Dunst. Sophie stolperte mehr, als das sie lief. Irgendwo verlor sie ihre Schuhe, doch was kümmerte sie das noch. Am Körper trug sie nichts als ein Unterkleid, ihr Schmuck war bei der Ohrfeige ihrer Mutter zerrissen. Ihre Mutter. Sophie spürte einen furchtbaren Schmerz in der Brust, als sie an ihre Eltern dachte. Keines Blickes hatten sie sie gewürdigt, als sie schmerztrunken aus dem Saal getorkelt war.

An einer Hauswand machte Sophie halt. Sie lehnte sich dagegen, das blonde Haar hing ihr strähnig an den Seiten hinab. Die Sonne brannte und Sophie merkte, wie ihre Haut langsam verbrannte – noch nie war sie derart der erdrückenden Sonne ausgesetzt geworden und auch entsprechend blass war ihre Haut. Sie nahm kaum wahr, wo sie sich befand, doch sie musste bereits außerhalb des Adelsviertels sein; die Menschen hier sahen gewöhnlich aus, wenn auch noch nicht zu heruntergekommen wie womöglich vor den Toren der Stadt.

Wo sollte sie hin? Es gab keinen Ort, zu dem sie konnte. Ihre Lieder waren halb geschlossen, als ihr Blick aufs Meer fiel. Freiheit. Das war das Meer für sie. Niemals war sie frei gewesen. War sie nun frei? Nein. Doch jetzt wusste Sophie, wohin sie wollte. Was sie wollte. Freiheit – nichts mehr.

Ein erleichtertes Seufzen entwich ihr. Sie hatte nichts mehr, alles verloren. Besitz, Heim, Familie. Status. Sie war ein Nichts. Ein Niemand. Jetzt gab es nur noch das Eine für sie.

Sophie war noch niemals außerhalb der Stadt gewesen, und der Weg war steinig und schwer. Ohne festes Schuhwerk an ihren Füßen stolperte Sophie mehr als nur einmal, doch sie kümmerte sich nicht um ihre aufgescheuerten Knie oder den Schmerz in ihren Handgelenken; ihr Blick galt der Klippe direkt am Meer, genau vor ihr. Meter um Meter kämpfte sie sich voran, immer die Augen auf ihr Ziel geheftet. Der Wind blies durch ihr Haar, umspielte ihr Gesicht, und unter ihren Füßen spürte sie das angenehm harte Gestein der Kreidefelsen.

Als wolle er sie von ihrer Tat abhalten, wehte der Wind ihr entgegen und drückte sie zurück. Doch Sophie ging weiter. Schritt für Schritt setzte sie die Füße aneinander. Endlich krallten sich ihre Zehen um die Ränder der Klippe. Die Sonne sank schon wieder, es war viel kälter geworden – Sophie war das nicht einmal aufgefallen. Wie viel Zeit mochte seit ihrem Aufstieg vergangen sein? Seit ihrem Entschluss?

Unter ihr tobten die Wellen. Gnadenlos schlugen sie gegen den Fels und begruben alles unter sich. Das Meer sah längst nicht mehr so weit und frei aus, wie Sophie es in Erinnerung hatte. Von hier oben, so viele Meter über dem Wasser, sah es gar dunkel und bedrohlich aus. Und doch: Sophie lächelte. Es war ein seliges, erleichtertes Lächeln. Erst jetzt erkannte sie, wie wenig ihr das Leben gegeben hatte, überhaupt geben konnte. Es gab nichts mehr, das sie hielt. Dieses öde, einengende Leben, schon bald würde es hinter ihr liegen. Und Sophie würde frei sein. Frei und unendlich. Ein einziger Schritt, der sie davon noch trennte. Und noch immer ein Lächeln auf den Lippen, tat sie diesen letzten Schritt.

Zuerst hatte er das Mädchen gar nicht gesehen. Gedankenverloren lag er in der Sonne und öffnete erst die Augen, als es kühler wurde. Erschöpft streckte Clive seine Glieder, gähnte einmal herzhaft und sah sich dann verschlafen um. Er mochte diesen Ort, hoch oben auf den Klippen über der Stadt. Die weißen Felsen hatten etwas unnatürliches, beinahe übernatürlich, doch gerade das fand er so anziehend an ihnen – und vor allem hatte man hier seine Ruhe. Niemand machte den weiten Weg die Klippen hinauf, denn hier oben gab es nichts, nicht einmal ein noch so karges

Blümchen. Es war nur der Wind, der Clive in den Ohren lag – und das schlurfende Geräusch von Schritten...

Sofort waren seine Sinne wieder geschärft; als hätte er nicht noch eben geschlafen, sprang er auf die Füße und sah sich um. Seine Muskeln entspannten sich erst, als er die Ursache des Lärms entdeckte: Nur wenige Meter von ihm entfernt schlurfte ein Mädchen über den Fels. Es lagen vielleicht fünf, sechs Meter zwischen ihnen, doch selbst von hier aus sah Clive die Leere in ihrem Blick. Sie wirkte abwesend, beinahe tot, wie sie gar mechanisch einen Fuß vor den anderen setzte und dem Rand der Klippe dabei bedrohlich nah kam...

Scheinbar hatte sie ihn nicht gesehen, zumindest würdigte sie Clive keines Blickes und ging noch immer auf die Klippe zu. „Hey.“ Zaghaft machte Clive einen Schritt auf sie zu, unsicher ob er etwas tun sollte. Als er sie jedoch etwas näher betrachtete – wirres Haar, verschmutztes weißes Kleid und mit Schürfwunden übersät – lief er ihr hinterher. Er beschleunigte seine Schritte, als sie direkt vorm Abgrund stand. „Hey!“ Nur noch zwei Schritte trennten sie. Clive war überzeugt, dass sie ihn hören musste, doch sie reagierte nicht, und aus Angst sie womöglich ausversehen zu stoßen, wollte er nicht einfach nach ihr Greifen.

Dann, ganz langsam, drehte sie sich mit dem Gesicht zu ihm herum. Auf ihrem Gesicht lag ein seliges Lächeln, das unter diesen Bedingungen schon irre wirkte.

Doch auch mit dieser verzerrten Grimasse, das keinerlei Schönes barg, erkannte er sie. Es war das Mädchen aus der Villa. Das Mädchen, das er vor gar nicht allzu langer Zeit auf der Straße getroffen hatte; die ihn angepöbelt hatte, flankiert von ihren starken Helferlein. Und das Mädchen, das er aus den Flammen ihrer Villa gerettet hatte.

Und genau dieses Mädchen ließ sich nun fallen, weg vom festen Stein der Klippen, hinein in die scheinbar endlose Weite des Falls. Bevor Clive genau wusste, was er tat, streckte er den Arm und sprang ihr hinterher.

Kapitel 5:

Es war ein kribbliches Gefühl. Da war nichts, nur die Luft um sie herum. Der Wind tobte durch ihr Haar, während sie fiel.

Dieses Gefühl der Freiheit betäubte sie derart, dass Sophie nicht einmal merkte, wie sie das Wasser traf. Die Wucht des Aufpralls musste wie tausend Nadeln sein, doch Sophie spürte schon lange nichts mehr. Die Wellen tosten um ihren Körper, warfen sie hin und her, schlangen sich um sie und stießen sie schließlich gegen die rauen Felsen. Zu diesem Zeitpunkt aber war schon alles schwarz. Es gab nichts mehr, das sie noch hielt – sie hatte Lebewohl gesagt.

An Stelle der Freiheit trat ein etwas seltsameres Empfinden. Irgendwas dröhnte in ihren Ohren und ein schweres Gewicht stieß immer wieder gegen ihre Brust. Wenn das der Himmel war, dachte Sophie, war es hier ganz schön finster. Wo waren das helle Licht und die singenden Engel, die ihr die Kirche doch immer wieder vorgehalten hatte? Und statt himmlischer Düfte war es mehr der Geruch von Salz, der Sophie in der Nase lag.

Der Druck auf ihrer Brust ließ nicht nach, stattdessen wurde er stärker. Es schmerzte, doch Sophie vermochte nicht zu Schreien. Sie wollte sich winden, doch auch das gelang nicht. Ganz langsam breitete sich ein Schmerz in ihrem Körper aus, ganz wie ein Feuer das sie zu verbrennen drohte. Vom Herzen her kroch es hinauf, langsam aber stetig, immer weiter hoch, bis es ihren Hals erreichte. Ganz kurz war der unangenehme Duft des Salzes fort, und Sophie nahm stattdessen einen lieblicheren Geruch wahr. Kurz ließ auch der Schmerz nach, sodass sie sich schon an der Himmelspforte glaubte. Etwas Kühles strömte durch ihren Körper und ließ das Feuer erlöschen. Endlich konnte sie auch die Stimmen der Engel hören – oder war es nur ein einziger?

„Na mach schon... Atme...!“ Aber das tat sie doch, oder etwa nicht? In der Stimme des Engels lag etwas Flehendes, Schmerzhaftes. Sophie wollte dem Engel helfen, wollte ihn beruhigen und gut zu sprechen, doch es vermochte kein Wort über ihre Lippen zu kommen.

Da war er wieder, der Schmerz. Er hatte ihre Brust verlassen, das Feuer loderte ihren Hals hinauf. Der Salzgeruch kehrte wieder, gleichauf mit dem Gewicht auf der Brust. Der Engel murmelte etwas, doch Sophie nahm nun auch ein stetiges Pochen wahr. Dumpf, und doch vorhanden. Bum, bum, bum. Das Pochen wurde lauter. Schneller. Der Engel seufzte, war er erleichtert?

Keinen Augenblick später setzte der Würgereflex ein. Ein Schwall warmen Wassers quoll aus ihrem Mund und Sophie hustete nur so. Jemand packte sie und setzte sie auf, um ihr sogleich auf den Rücken zu klopfen. Ihr Hals brannte noch immer, doch der Schmerz in ihrer Brust war verschwunden. Als Sophie die Augen öffnete, nahm sie sogleich das dunkle Wasser vor ihr wahr. Sie saß am Kieselstrand; etwas abseits der Stadt, doch genau neben einigen hohen, bedrohlich wirkenden Klippen. Noch immer hustend erinnerte sie sich, was sie eigentlich vorgehabt hatte; doch dies hier war nicht der Himmel. Keineswegs. Wütend wandte sich Sophie um – neben ihr saß auch kein Engel.

Ein junger Mann hockte neben ihr, nicht minder nass wie sie selbst. Er sah erschöpft aus, aber auch erleichtert. Zuerst erkannte sie ihn nicht, doch dann kam ihr eine Szene der Vergangenheit in den Sinn. Eine Gasse, zwei junge Männer, und sie selbst, wie sie

ausversehen in einen von ihnen hinein gestolpert war – unabsichtlich natürlich, auch wenn sie sich danach alles andere als entschuldigt hatte.

„DU.“ „Ich nehme an, das bedeutet in deiner Sprache danke, also... keine Ursache. Ich rette gerne das Leben irgendwelcher verwöhnter Adelspüppchen.“ Die Erleichterung auf seinem Gesicht wich Wut, seine grünen Augen verengten sich. Sophie wollte bloß fort von diesem Gesindel und rappelte sich auf – nur um gleich wieder ins Stolpern zu kommen. Ihre Beine waren noch zu wackelig und hatten ihren alten Gleichgewichtssinn wohl noch nicht ganz wiedergefunden. Auch der Fremde war wieder auf den Beinen: „Du solltest noch nicht so rumturnen, dein Körper braucht...“ „V-verschwinde...!“ stotterte Sophie zornig. Ihr ganzer Körper zitterte vor Kälte, aber auch Wut und Ärger mischten mit. Wieso musste dieses Stück Dreck verhindern, dass sie sich diesen einen letzten Wunsch hatte erfüllen können? Nicht einmal sterben durfte sie also noch, jetzt, wo ihr doch alles genommen wurde.

Alles. Sophie ließ sich kraftlos wieder zu Boden sinken. Noch immer zitterte sie, also schlang sie die Arme um den Körper und versuchte sich die Arme warm zu rubbeln. Ihr war in den Sinn gekommen, dass sie nun nicht mehr viel von diesem Fremden trennte. So wie er aussah kam er aus den Siedlungen vor der Stadt, heruntergekommen und verdreckt. Womöglich hatte er nicht mal einen Platz zum Schlafen, genau wie sie – und trotzdem hatte er sich die Mühe gemacht, sich in Gefahr zu bringen und ihr Leben zu retten. Er konnte ja nicht ahnen, dass sie hatte Sterben wollen – nun, vielleicht konnte er doch, wer sprang schließlich einfach so aus Spaß von einer Klippe, aber das tat ja nun nichts zur Sache.

Sophie sah in sein Gesicht hinauf, er blickte noch immer wütend drein. „W-was ist? D-du b-bist ja immer noch d-da.“ Zischte sie in unverändert groben Ton, doch noch immer rührte er sich nicht. „Ich frage mich nur, was jemanden wie dich dazu bewegt, so etwas zu tun.“ „D-du kennst mich doch g-gar nicht.“ Sophie presste die Lippen zusammen, damit nicht auch noch ihre Zähne klapperten. In der Mittagssonne wäre sie sicherlich wieder im Nu trocken, doch im Gegensatz zu den heißen Tagen waren die Nächte an der Küste immer recht frisch, und hier direkt am Wasser wehte ein starker Wind.

„Ich weiß genug über Deinesgleichen, um zu erkennen wann mir eine Adlige gegenüber steht. Und auch wenn du jetzt nicht mehr so aussiehst, als wir uns das erste Mal trafen warst du es noch. Aber selbst jetzt hast du noch die Arroganz eines Püppchens.“ Er lachte heiser über seinen eigenen Witz. Nun war es Sophie, die die Augen verengte. „V-verschwinde endlich.“ „Damit du nochmal die Felsen hoch krabbelst um noch mal zu springen? Tut mir echt leid dir das zu sagen, aber das Wasser ist mir zu kalt um dir nochmal das Leben zu retten.“ „Dann l-lass es einfach.“ Der Fremde rautte sich das Haar. Es war braun und vom Wind ganz zerzaust.

„Du bist echt zu hochnäsiger, um dich zu einem Danke herab zu lassen, oder?“ Er beäugte sie von oben herab, dann seufzte er. „Glaub mir, ich hab echt keinen Bock hier das Kindermädchen zu spielen, aber Hierlassen kann ich dich wohl auch nicht. Also gehen wir jetzt beide einfach nach Hause, und vergessen dass wir uns getroffen haben.“ Er murmelte noch etwas, dass für Sophie wie nach ‚Adlige retten‘ klang. Statt auf ihn zu hören, wandte sich Sophie jedoch stur ab und drehte ihm einfach den Rücken zu. Wenn sie ihn ignorierte, würde er schon abhauen.

Die Sonne stand schon am Horizont und begann, im Meer unterzugehen. Die letzten Sonnenstrahlen tanzten glitzernd auf dem Wasser. Bei diesem Anblick trübte sich Sophies Blick. Sie wollte doch nur dort hin: Wo die Sonnenstrahlen kein Ende nahmen und frei waren. Wo die endlosen Weiten des Meeres keine Küsten fanden, die ihren

Weg eingrenzten. Und wo das Glitzern der Sterne am Firmament nicht durch den kalten Boden verblasste.

Ihr Retter stand immer noch neben ihr. Als Sophie kurz zu ihm aufblickte, schien er immer noch mit sich zu hadern: Sollte er sie einfach hier sitzen lassen, fernab von irgendwelchen eigenen Verpflichtungen, aber in der Gefahr dass sie wieder versuchte zu springen – oder sollte er bei ihr bleiben und damit ein nerviges Anhängsel für den restlichen Abend akzeptieren. Beinahe lächelte Sophie, bis ihr wieder einfiel dass er einer von diesem Gesindel war. „G-geh endlich.“ Noch immer zitterte sie. „I-ich spring auch nicht mehr.“ Zumindest heute nicht mehr. „Versprochen.“ Vielleicht würde ja die Kälte der Nacht ihren Rest erledigen.

Dieser Gedanke schien ihm allerdings auch zu kommen. Sophie zuckte zusammen, als er plötzlich unverzeihlich zu fluchen begann, sie an den Armen packte und auf die Füße stellte. Entgeistert starrte sie ihn an, während sie noch den Ekel über seine Berührung zu unterdrücken versuchte. „Kannst du laufen?“ Sophie schwieg, zu sehr darauf konzentriert, nicht laut los zu schreien und sich am ganzen Körper zu schütteln; das wäre selbst ihr im Angesicht ihrer Rettung seinerseits unhöflich erschienen.

Ihr Schweigen deutete er scheinbar falsch, denn plötzlich zog er sie – wieder einmal derart fluchend, dass Sophie schon Angst bekam – einfach auf seinen Rücken und nahm sie Huckepack. Erst jetzt begann Sophie zu zetern und strampelte um sich. „Halt still.“ Zischte er über seine Schulter und packte sie noch fester. Sophie ignorierte ihn und hämmerte mit ihren Fäusten so fest auf ihn ein, wie ihr erschöpfter und ausgelaugter Körper es noch zuließ. Er fluchte wieder, diesmal allerdings eindeutig an sie gerichtet. „Lass es endlich!“ Diesmal war seine Stimme lauter, aggressiver – und sofort hielt Sophie ängstlich inne. Erst jetzt fielen ihr die Muskeln an seinen Armen auf. Und auch der Rest seines Körpers sah jetzt, wo sie genauer darüber nachdachte, größer und kräftiger aus. Womöglich war er ziemlich stark – und ihre Fausthiebe für ihn nicht mehr als ein lästiger Stich.

„Ich mache das nicht zum Spaß. Wenn meine Mutter allerdings wüsste, dass ich mal in meinem Leben ein Mädchen dem Tod überlassen habe, steigt sie womöglich noch aus ihrem Grab und bringt mich eigenhändig um. Ich will nur weiterhin ruhig schlafen können, kapiert? Ich bring dich nur irgendwo hin, wo's trocken und warm ist, und wo man sich um dich kümmert. Keinerlei Verpflichtungen und wir sehen uns nie wieder.“ Er klang ziemlich hoffnungsvoll. „Das Verspreche ich dir, klar? Und wenn ich weg bin, kannst du von mir aus machen was du willst.“ Sophie blieb stumm, also festigte er nochmal ihren Sitz und stiefelte los.

Es verunsicherte Sophie, dass er sie Richtung Stadt brachte; die Worte des hohen Rates hatte sie noch nicht vergessen. Was, wenn sie sie sahen? Erkannten? Würde man Sophie dann töten?

Einzig und allein ihr Respekt vor ihrem Retter – oder eher von seiner Kraft – hielt sie davon ab, irgendetwas zu sagen.

Der Weg kam ihr länger vor als auf dem Hinweg, doch vielleicht auch nur, weil sie da mit den Gedanken wo anders gewesen war. Jetzt hatte Sophie genug Zeit, noch einmal genau und klar über alles nachzudenken. Vielleicht hatte sie wirklich voreilig gehandelt, denn andere – und dieser fremde Retter schien wohl eins der besten Beispiele – hatten auch nichts und gaben dennoch nicht das Leben auf. Andererseits hatte Sophie nie etwas anderes erfahren als Reichtum, Einfluss und Macht. Seit ihrer Geburt war sie Etwas gewesen, hatte ihr Name Gewicht. Nun war sie nichts, namenlos und mit Niemandem als ihr selbst. Keine Leibwächter mehr, die sich schützend vor sie stellten; keine Bediensteten, die ihr die Mahlzeiten vor die Nase stellten, sie frisierten

und anzogen, ihr die prunkvollen Schuhe an die Füße legten. Wenn sie aber doch nicht wusste, wie es anders im Leben zulief, wie sollte sie es da schaffen? Fernab von allem Vertrauten.

Ohne es richtig mitzubekommen, legte Sophie die Stirn auf die Schulter ihres Retters und schloss die Augen. Müdigkeit und Erschöpfung übernahmen sie, während sie so ihren Gedanken nachhing. Es dauerte keine Minute, da war sie schon weggenickt.

Vielleicht war es die angenehme Wärme, vielleicht auch das leise Flüstern, das Sophie weckte. Sie hatte einen ganz und gar seltsamen Traum gehabt, in dem sie von der Familie verstoßen und aus der Stadt verbannt worden war. Der Traum war dann in ihren Sprung ins Meer übergegangen, sie hatte den Tod gewählt – doch er endete schön, jemand hatte sie gerettet. Sophie kamen grüne Augen in den Sinn; grüne Augen, die sie irgendwo schon einmal gesehen hatte.

Das Murmeln um sie herum wurde lauter, und Sophie ärgerte sich über die Bediensteten, die es wagten sie aus ihrem sanften Schlaf zu holen. Wütend schlug sie die Augen auf – und stutzte. Sie blickte nicht zum ihr vertrauten Himmelbett hinauf, sondern an eine karge, lehmige Decke. Und das Bett, auf dem sie lag, war keine weiche Matratze aus reinen Federn, sondern – wie sie, nun da sie wach war, schmerzlich feststellte – mehr ein Sack voll Stroh.

Und auch das Zimmer war alles andere als die Umstände, die Sophie gewohnt war. Wie ein Messerstich durchfuhr es ihr Herz, als sie feststellte: Das war kein Traum gewesen. Man hatte sie tatsächlich verstoßen und verbannt. Ihr ihren Status und ihren Namen genommen. All ihr Hab und Gut, ihr Sein.

Damit sie nicht von diesen Tatsachen übermannt wurde, setzte Sophie sich auf. Ihr Haar war verstrubbelt, hier und da von einem Halm Stroh durchzogen, doch ihr Interesse galt dem Raum. Es war dunkel, nur erhellt von einem Dutzend Kerzen, und sah auf den ersten Blick wirklich erbärmlich aus. Eine einzelne Matratze – die Sophie allein in Anspruch nahm – ein paar Fetzen, die wohl als Sitzgelegenheiten galten, in der Ecke ein wackliger Tisch und ein vereinsamter Stuhl. Sophies Blick fiel auf die hölzerne Tür. Direkt daneben saß eine dürre Frau, die leise vor sich hin sumgte, ein Kind hockte zu ihren Füßen. Beide waren mit etwas wie Handarbeit beschäftigt, doch als Sophie sich regte, sahen sie auf. Alle beide sahen sie verwahrlost aus, die Frau hatte eingefallene Wangen und dünnes Haar. Das Kind sah zwar gesünder aus, blickte aber nicht weniger trüb drein.

Sophie öffnete den Mund, schloss ihn aber gleich wieder. Zwar brannten ihr zahlreiche Fragen auf der Zunge, doch wusste sie sie nicht zu formulieren. Angst übermannte ihren Körper, vor diesen fremden, heruntergekommenen Kreaturen.

„Schön, dass du wach bist.“ Krächzte die Frau mit heiserer Stimme. Das Kind blieb stumm und beobachtete Sophie einfach nur aus seinen großen, runden Augen. „Mein Name ist Alusch.“ Beantwortete die Frau Sophies stumme Frage. Ein Lächeln lag auf ihren Lippen. „Das ist meine Tochter.“ Sie deutete auf das Kind vor ihr. „Wo bin ich?“ „In meinem Haus.“ Sophie nahm an, dass ihr Haus nur aus diesem einen Raum bestand, als sie einen einzelnen Topf in der Ecke sah. Sie schluckte; wo war sie hier nur gelandet? „Clive hat dich her gebracht. Er sagte, du bräuchtest einen Platz zum Schlafen, und ich habe verirrt Schäfchen noch nie meine Hilfe verwehrt.“ Noch immer lächelte sie, doch dadurch traten ihre Wangenknochen nur noch mehr hervor. So sah sie furchtbar alt aus. Und furchtbar furchterregend. Das Kind starrte noch immer.

„Ich werde jetzt gehen.“ Die Frau nickte. Als Sophie sich erhob, musste sie feststellen, dass sie ein anderes Kleid trug. Es war nicht weniger einfach als ihr Unterkleid, doch

dunkel, beinahe wie Schlamm – sie fragte sich, ob es Farbe oder Dreck war, der das heruntergekommene Kleid so färbte. „Deine Kleidung habe ich getrocknet.“ Die Frau wies auf den Tisch, auf dem ein fein gefalteter Stoffhaufen lag. Sophie starrte erst auf ihr Kleid, dann wieder auf die Frau. In ihrem Kopf ratterte es fast, so angestrengt dachte sie nach. „Habt Dank.“ Ein Dankeschön war wohl angebracht, auch wenn diese Frau wohl zu jener Schicht gehörte, mit der Sophie lieber keinen Kontakt wollte.

Sie ging zum Tisch hinüber und nahm ihr Kleid. Das an ihrem Körper würde sie bei nächst bester Gelegenheit entsorgen, gleich nachdem sie ihr eigenes noch einmal ordentlich im Meer gesäubert hatte.

Ohne auf die Frau oder das Kind noch einmal einen Blick zu werfen, eilte Sophie durch die Tür. Sie hatte Recht behalten was die Größe des Hauses anging, denn sogleich stand sie auf einer schmutzigen Straße.

In einiger Entfernung zog sich eine hohe Mauer hinauf, sie war also vor den Mauern der Stadt. Suchend blickte sie sich um und sah, dass sie nicht allzu weit vom Meer entfernt war, also schlug Sophie den Weg dorthin ein. Ihr Kleid hielt sie am Körper gepresst und ihre Schritte waren zügig, der Blick zu Boden gesenkt. Bloß niemanden ansehen und mit niemandem sprechen, so lautete ihre Devise. Es war natürlich klar, dass das nicht den ganzen Weg gut gehen konnte.

Sophie sog scharf die Luft ein, als sie geradewegs in jemanden hineinlief und zu Boden fiel. Sie war geradewegs in einen großen Mann hineingelaufen, ein Hüne mit zotteligem Haar und ungepflegtem Gesicht. Er grinste schief und zeigte einige Zahnlücken. Sophie schluckte, sie wusste nicht was überwog: Angst oder Ekel? „Na, haste’ dich verlaufen?“ Ihre Muskeln zogen sich zusammen, selbst solche von deren Existenz Sophie nicht einmal wusste. Alles in ihrem Körper schaltete auf Gefahr, als der Mann sie packte und auf die Füße setzte. „Was’n, hat’s dir die Sprache verschlagen, Engelchen?“ Wieder grinste er und wischte sich mit dem schmutzigen Daumen durchs noch schmutzigere Gesicht. Sophie konzentrierte sich darauf, ihm nicht vor die Füße zu brechen, als der Mann mit seiner Pranke durch ihr Haar fuhr.

„Hey Janke.“ Der Hüne hielt inne und sah über Sophie hinweg. „Sie sieht schon scheußlich genug aus, da musst du hässlicher Heudodel nicht noch deinen Teil beitragen.“ Eigentlich hätte Sophie wohl vor Wut schäumen sollen, doch sie war eher erleichtert als sie sich herumdrehte; zu ihrem unbekannten Retter, der sie schon wieder gerettet hatte. „Clive...“ zischte der Mann namens Janke und ließ von Sophie ab. Er stieß sie etwas unsanft zu Seite und trat ihrem Retter entgegen. „Wann lernst du endlich, dich aus Dingen rauszuhalten die dich nichts angehen?“ „Und wann lernst du endlich, dein wackeliges Hinterteil aus meinem Weg zu schaffen? Ernsthaft, du bist so fett dass du die ganze Straße einnimmst.“ Sophie hörte Janke mit den Fingern knacken und hielt das für ein ungutes Zeichen. Der Hüne trat einen Schritt auf sein Gegenüber zu und grölte bedrohlich – Sophie schien er schon wieder vergessen zu haben.

Neben Sophie piff jemand. Sie wandte sich herum und sah das Mädchen von vorher neben einem Heuballen kauern. Die Kleine machte hektische Handbewegungen, als wolle sie Sophie zu sich winken. Sophie zog stattdessen die Stirn kraus und sah wieder zu Janke und ihrem Retter. Das Mädchen zischte wütend. Erst jetzt bemerkte Sophie, dass auch ihr unbekannter Was-auch-immer-er-war – sie weigerte sich, Freund zu denken – eine unauffällige Handbewegung machte. Sophie sah von ihm zu dem Mädchen, dann wieder zu ihm. Janke wankte auf seinen stämmigen Beinen auf ihn zu, während er rief: „Siehst du, die ganze Erde bebt schon. Wie hat deine Mama dich nur auf die Welt gebracht... Oder warte, stammst du von Pottwalen ab?“ Er musterte den

Hünen einmal abschätzig, ganz so als erwäge er ernsthaft diese Möglichkeit.

„Du Sohn einer räudiger Hündin, ich werde dich...“ Doch Sophie erfuhr nicht, was Janke tun würde. Das kleine Mädchen hatte sie mit überraschend festem Griff gepackt und von der Szenerie fort gezogen. Sophie hörte noch schallendes Gelächter, bevor sie in ein Haus gestoßen wurde und die Tür hinter ihr alles Sonnenlicht verschluckte.

Auf den ersten Blick sah es aus, als wäre sie wieder im gleichen Haus. Erst als Sophie sich etwas genauer umsah, entdeckte sie das viele Stroh auf dem Boden – um gleich darauf festzustellen, dass es nicht nur Stroh, sondern Matratzen waren. Wie es aussah, befand sie sich in so etwas wie einem Schlafhaus, nur dass es kleiner als Sophies früherer Kleiderschrank war.

Auf den Matratzen verteilt hockten kleine Kinder, die meisten Mädchen. Einige sahen älter aus, eine von ihnen schien sogar in Sophies Alter. Zu diesem Mädchen lief die Kleine, die Sophie ins Haus gezerrt hatte. Sie flüsterte der Fremden etwas ins Ohr, während Sophie immer noch angeekelt in das Zimmer starrte.

„Fatzke.“ Sophies Augen huschten zu dem Mädchen. „Bitte was?“ „Fatzke.“ Die Stimme des Mädchens war nicht mehr als ein Flüstern, doch Sophie hatte die Beleidigung genau gehört. Wütend starrte sie die Fremde an. „Ich weiß was du bist. Wer du bist. Was willst du hier?“ zischte das Mädchen. Die Kleine neben ihr drückte sich an sie. „Ich wüsste nicht was ich Pöbel wie dir zu sagen hätte.“ Erwiderte Sophie, doch sogleich sprangen einige der anwesenden Kinder auf. „Pass auf was du sagst, Fatzke.“ Sophie öffnete den Mund, doch bevor sie etwas erwidern konnte, ging hinter ihr die Tür auf.

Für einen kurzen Moment fiel etwas Licht in den Raum und machte dessen erbärmliche Umstände nur noch schrecklicher. Sophie bekam eine Gänsehaut, als sie all den Dreck sah, abgenagte Knochen, und sie konnte schwören in einer Ecke eine Ratte gesehen zu haben.

So schnell das Licht kam, so schnell ging es wieder. Die Tür fiel wieder zu und einige liefen eiligst auf den Neuankömmling zu, um ihn würdig zu empfangen. Auch das Mädchen, das Sophie noch eben beleidigt hatte, setzte ein Lächeln auf. „Clive.“ Sie schien erleichtert, auch die Kleine an ihrer Seite blickte nun wesentlich glücklicher drein. „Ich hab gehört du hattest wieder Ärger.“ „Ah, nur das übliche.“ Er streifte sich einen vergammelten Mantel ab, der mehr einem Stofffetzen glich als einem Kleidungsstück. Dann musterte er Sophie verärgert: „Dich kann man wohl wirklich nicht alleine lassen.“ Wieder wollte Sophie etwas erwidern, wieder wurde sie unterbrochen: „Sag nicht, du hast dir den Ärger wegen ihr eingehandelt! Bist du verrückt, Clive, wegen so einem Stück Dreck riskierst du Kopf und Kragen!“ „Es war nur Janke, Trisha. Seit er das letzte Mal eine drüber bekommen hat, spielt er sich nur noch mehr auf, das war mehr als nötig.“ „Nötig, na klar.“ Trisha zischte wieder verächtlich. „Und überhaupt, wieso bringst du sie her? Ist unsere Luft nicht schon furchtbar genug, als dass sie sie auch noch verpesten muss?“ Sie nickte mit dem Kopf in Sophies Richtung.

Diesmal ließ Sophie sich nicht unterbrechen. Mit zwei Schritten hatte sie das Zimmer durchquert und stieß das Mädchen grob nach hinten. „Halt bloß deinen Mund, du stinkendes Rattenkind! Als wäre ich freiwillig hier! Bei euch, in dieser furchtbaren Gruft!“ Einige Kinder begannen zu Wimmern; wenn Sophie etwas mehr hasste als Arme, dann waren es empfindliche Kinder. Wenn sie auch nur einmal gezuckt hatte, hatte man sie sofort gezüchtigt. Als Adlige hatte man nicht zu weinen, egal wie alt oder klein man war.

Sie war so kurz abgelenkt, dass Trisha zum Gegenschlag ausholte. Sie stürzte sich auf Sophie und beide fielen zu Boden, mitten in den Dreck. Die beiden Mädchen schrien, zogen an den Haaren und versuchten einander mit den Fäusten zu erwischen, doch schon nach kurzem Augenblick ging Clive dazwischen und zog sie auseinander. „Sie hat angefangen!“ schrie Sophie – als würde sich hier irgendwer auf ihre Seite stellen. Als Trisha zurück schreien wollte, rief Clive: „GENUG. Ich bin nicht euer Kindermädchen.“ Er warf Sophie einen bösen Blick zu – das hatte sie von ihm schon einmal zu hören bekommen. „Aber bitte, Trish, sei den Kindern ein gutes Vorbild, klar? Ich kann es nicht leiden, wenn ich deine Aufgabe übernehmen muss, aber bitte. Sie wird jetzt gehen, ich musste sie nur aus Jankes Blickfeld kriegen.“ Dann nickte er Sophie zu. „Los, verschwinde.“ Und Sophie ließ sich das nicht zweimal sagen.

Wütend stiefelte sie hinaus, barfuß und immer noch mit dem furchtbaren Ding bekleidet; ihr altes Kleid hatte sie mittlerweile irgendwo verloren.

Noch immer wusste Sophie nicht, wohin sie sollte oder gar wo genau sie war. Ihr Heim war immer innerhalb der wohlbehüteten Stadtmauern gewesen, flankiert von zwei, drei Leibwächtern. Dass das Leben außerhalb ihres geliebten Adelsviertels, und vor allem außerhalb der Stadtmauern, grundverschieden von ihrem alten war, hatte sie schnell kapiert.

Sobald sie sicher war, aus der weiten Reich- und Sichtweite dieser Baracke zu sein, blieb Sophie stehen und sah sich um. Direkt neben ihr führte eine kleine Gasse zwischen zwei Häusern entlang, die mit großen, einladenden Strohballen gesäumt war. Sophie schleppte sich hinein und ließ sich ins Heu fallen; sie war schon wieder so erschöpft, dass sie ihr Aussehen nicht einmal mehr kümmerte, mit Sicherheit sah sie mittlerweile sowieso schon zum Fürchten aus.

Im Schatten der beiden Häuser blieben die Sonne und ihre Hitze fern, es war angenehm kühl. Sophie sah hinauf zum klaren und seufzte. Wohin nun? Zurück konnte sie nicht, hier bleiben schon gar nicht. Sie wusste allerdings auch, dass mögliche Verwandte in anderen Städten niemals eine Aussätzige wie sie aufnehmen würden, die Gefahr dafür bestraft zu werden war viel zu groß.

Vielleicht sollte sie einfach das Land verlassen? Unweigerlich musste Sophie lachen, die Vorstellung erschien selbst ihr grotesk: Sie trug nicht einmal Schuhe an ihren Füßen, wie sollte sie dann weiter als bis zur Stadtgrenze kommen?

„Hey Blondie.“ Ihr Kopf ruckte Richtung Straße. War sie vorhin noch froh gewesen, kochte nun wieder der pure Hass in Sophie hoch. Er schon wieder. Wenn er nicht gewesen wäre, müsste sie überhaupt keine Überlegungen anstreben, dann wäre sie tot gewesen. Tot, aber wenigstens frei.

Ohne sie um Erlaubnis zu fragen, schlenderte Clive – zumindest wusste sie mittlerweile seinen Namen – zu ihr hinüber und ließ sich neben sie fallen. „Ich dachte du spielst kein Kindermädchen.“ Zischte Sophie und versuchte dabei so abweisend und unfreundlich zu klingen, wie es ihr nur möglich war. „Tu ich auch nicht, ich wollte nur sichergehen dass du dich nicht wieder feige irgendwo runter schmeißt.“ „Feige...?“ „Was ist es anderes, wenn jemand versucht sich umzubringen? Du versuchst doch nur deinen Problemen aus dem Weg zu gehen. Gemütlich, fein... und feige.“ „Was weißt du über meine Probleme.“ Sophie ballte die Fäuste, um nicht wieder handgreiflich zu werden; die gute Schule steckte noch immer in ihren Knochen, und für eine Frau gehörte es sich einfach nicht.

„Na ja.“ Abwertend musterte er sie von oben bis unten. „Läuft in Lumpen rum, verdreckt und verwahrlost... Und das als Adlige... Ich würde sagen, du hast ganz schön Probleme.“ Zum dritten Mal am heutigen Tag öffnete und schloss Sophie den

Mund, diesmal wurde sie allerdings nicht unterbrochen – sie wusste einfach nichts zu erwidern.

Statt einer Antwort besah sie ihre Knie und malte mit dem Finger kleine Kreise auf das schmutzige Kleid. Leise kullerten Tränen über ihre Wangen. Sie war nicht nur traurig – natürlich war es auch das, hatte sie doch Heim, Familie und Dasein verloren – vor allem aber waren es Tränen des Zorns.

Weil sie hier saß, mit jemandem aus der untersten Schicht, jemandem der wohl nichts hatte; jemandem, der ihr trotzdem sagen konnte, was für ein erbärmliches Leben sie hatte – und auch noch Recht behielt.

Kapitel 6:

Sie saßen noch eine Weile, ohne dass einer etwas sagte. Er starrte, sie starrte, beide ihren eigenen Gedanken nachhängend.

Sophie schoss vieles durch den Kopf. Noch immer war ungewiss, wohin sie gehen oder was sie tun sollte – doch da war noch etwas anderes, das in ihren Gedanken schwirrte: Sophie dachte an den Tod. Sie war ihm entkommen, vielleicht sogar zweimal. Aus dem Augenwinkel sah sie zu Clive hinüber, dessen ausdrucksloser Blick an der gegenüberliegenden Wand hing.

Womöglich – nein, ganz sicher war es ihm zu verdanken, dass sie noch lebte. Sophie konnte nicht verstehen, woher ein einzelner Mensch so viel Nächstenliebe aufbringen konnte, jemanden wie sie zu retten. Sie, die sie doch so eindeutig aus einer anderen Welt kam, einer Welt die er nie kennen lernen würde. Und sie, die sie so frei den Tod wählte – trotz allem war er ihr hinterher gesprungen, hatte ihr das Leben gerettet. Er hatte sie zu einer Familie gebracht, die sich um sie gekümmert hatte, egal wie kurz.

In diesem Moment schämte Sophie sich dafür, noch niemandem für diesen Einsatz gedankt zu haben. Zwar konnte sie ihren Retter noch immer nicht leiden – und, so schoss es ihr in den Kopf, daran würde sich auch so schnell nichts ändern – aber ein Dank war wohl an dieser Stelle doch angebracht. Allein ihre gute Stube verlangte das. „Also...“ Sophie hielt wieder inne. Sie wusste nicht recht, wo sie anfangen sollte und wie es zu formulieren war. „Ich denke...“ Sie holte einmal tief Luft, bevor sie die Worte schnell aus ihrem Mund sprudeln ließ: „Ich wollte mich nur bedanken. Das ist alles.“ Er schien verwundert, als er ihr das Gesicht zuwandte. „Wofür?“ fragte er einen Tick zu rau. „Dass du mir das Leben gerettet hast. Du hast mich aus dem Wasser gezogen und gerettet, ich meine... wir kennen uns ja nicht mal.“ Sie sah ihn an, diesmal jedoch fast neugierig. Er sah verarmt aus, sicher, verwahrlost und verwildert. Irgendetwas an ihm ließ ihn aber auch willensstark und selbstbewusst wirken. Sophie mochte zwar den Pöbel verabscheuen, dennoch konnte sie ein gewisses Interesse an seinem Leben nicht verleugnen.

Es überraschte sie, als er plötzlich süffisant lächelte: „Hm, verstehe.“ Clive stand auf und wandte ihr den Rücken zu. „Ah, ich weiß gar nicht wie ich das jetzt sagen soll...“ klagte er, bevor er sich einmal gemütlich streckte und sie dann mit mitleidigem Gesichtsausdruck ansah: „Tut mir echt Leid, dir das jetzt so zu sagen, Blondie, aber... Ich steh nicht auf dich, klar?“

Sophie klappte der Mund auf. Verdattert sah sie ihn an und stammelte: „Wa... Wie kommst du jetzt darauf?“ „Na, scheinbar denkst du ja ich steh auf dich, und dass ich dich deswegen aus dem Wasser gezogen habe und alles. Weil ich dich so süß fand. Allerdings muss ich dich in dem Punkt leider enttäuschen, denn ehrlich gesagt steh ich nicht auf so blonde Hohlbirnen wie dich.“ „Bitte WAS?“ Sophie stemmte die Hände in die Hüften und plusterte die Wangen auf. Wütend starrte sie Clive an, jede Dankbarkeit war mit einem Schlag verpufft. Was glaubte diese aufgeblasener Kerl, nein, diese Ratte eigentlich, wer er war? Auf so einen absurden Gedanken zu kommen? Sophie hätte sich gar nicht entschuldigen sollen, bei so einem... so jemandem.

„Ich nehme es dir nicht übel, dass du das denkst. Klar, ich seh’ unglaublich gut aus, und sicher erzählt man euch verwöhnten Gören die Männer wollen nichts anderes als euer Fleisch.“ Er spuckte auf den Boden und wandte sich wieder von ihr ab, bevor er

fortfuhr: „Armes, reiches Mädchen. Wächst auf, ohne zu wissen was im Leben läuft. Und so wirst du auch sterben, dumm und naiv.“

Sollte Sophie auch nur noch einen letzten, klitzekleinen Funken Sympathie für diesen Mann empfunden haben, spätestens jetzt war sie restlos verschwunden. Stattdessen brüllte die Bestie in Sophies Brust, schrie und wütete in ihr drin, bewarf dieses Ekel mit den furchtbarsten Schimpfworten. Sophie selbst blieb natürlich stumm, zu groß war noch immer ihr Schock.

Es herrschte eine ganze Weile Stille. Clive hatte ihr nach wie vor den Rücken zugewandt und starrte in den Himmel, Sophie auf seinen Hinterkopf.

Erst jetzt fand sie die Sprache wieder: „Wa... WAS REDEST DU?“ Sofort stand sie wieder auf ihren nackten Füßen. Noch immer die Hände in den Hüften, starrte sie Clive so wutentbrannt an, dass man meinen könnte sie brenne ihm ein Loch ins Hemd. „Nichts dergleichen habe ich gedacht, wie käme ich dazu!“ Sophies Stimme zitterte. Als Clive sich grinsend zu ihr drehte, kochte sie nur noch mehr: „Da lasse ich mich dazu herab, jemandem wie DIR zu danken und dann... Oh!“ Mit einem Satz drehte sie sich herum und stiefelte die Gasse hinunter, Clive hinter sich zurücklassen. Schon fast wäre sie wieder auf der Hauptstraße, als ihr Zorn die Gleichgültigkeit besiegte und Sophie im gleichen Marsch wieder zurück stapfte. „Du bist nichts, eine Kakerlake in meinem Haar vielleicht. Ich habe mir solche Worte nicht von dir anzuhören, du dreckige Ratte!“ Mit dem Finger stach Sophie Clive fast ins Gesicht, während sie sich vor ihm aufbaute. Clive wirkte jedoch viel mehr belustigt als beängstigt. Und wieder einmal musste Sophie am heutigen Tage ihre Überraschung verbergen, als Clive ihr ganz plötzlich kurz den Kopf tätschelte und noch immer grinsend verkündete: „Gut so, sei wütend. Zorn ist viel besser als Trauer und wird dich auch viel weiter bringen. Behalte dieses Gefühl im Hinterkopf und geh' deines Weges, Blondie. Meine Arbeit ist hiermit erledigt.“ Nun war er es, der auf dem Absatz umdrehte und Sophie zurückließ. Leise piffte er dabei vor sich hin.

„Wa... Hey, was soll das heißen! WARTE!“ Wie ein bockiges Kind stapfte Sophie mit dem Fuß auf, doch Clive ignorierte sie. Er hatte bereits das Ende der Gasse erreicht, als Sophie sich an seine Fersen heftete. „Jetzt warte!“ Sophie bekam ihn am Ärmel zu fassen, und endlich blieb er stehen. „Was willst du noch, ich habe dir doch schon zimal gesagt ich spiel nicht dein Kindermädchen.“ Er seufzte genervt, doch Sophie ließ sich nicht beschwichtigen. „Nur damit das klar ist, ich hatte keineswegs gedacht, dass du... oder ich...“ Angewidert verzog sie das Gesicht, bevor sie zischte: „Elender Pöbel, verdreckt die Stadt und nimmt sich dann noch heraus, etwas Besseres zu sein. Finde erst mal deinen Platz in der Gesellschaft, bevor du jemanden wie mich...“ „Wie dich?“ Nun war es an ihm, die Stimme zu erheben. Er trat näher und Sophie ging automatisch zwei Schritte zurück. Clive war gut zwei Köpfe größer als sie und wirkte furchteinflößend, wenn er wütend war.

„Dann sag mir doch, Prinzeschen, wo ist eigentlich dein Platz im Leben? Wo kannst du noch hin, hm? Wenn mich nicht alles täuscht, hast du dein Zuhause verloren, wahrscheinlich wurdest du von deinesgleichen gejagt für eine solche Blamage? Warum sonst solltest du dich umbringen wollen, wenn du nicht alles Geliebte verloren hast?“ Clive war mit seinem Gesicht so nah an ihres herangekommen, dass Sophie genau die Umrisse seiner Iris ausmachen konnte. Er beließ es jedoch bei diesen Worten, richtete sich wieder auf und meinte schließlich: „Du solltest nicht so schnell auf andere spucken, Blondie. Mit abgebranntem Schlösschen bist du jetzt genau so arm dran wie ich.“ Er hob die Hand wie zur Verabschiedung und wandte sich ab.

Irgendwo in Sophies Kopf ratterte es und ließ sie stutzen. Während sie zusah, wie

Clive sich immer mehr entfernte und die Straße hinunterlief, dachte sie über seine Worte nach – und dann machte es Klick.

Sophie hatte einige Not, Clive durch das abendliche Gewirr der Straße zu folgen. Es war zwar noch Abend, doch noch immer tummelten sich allerhand Leute auf der größeren Hauptstraße. Schritt für Schritt schlängelte sie sich hindurch, immer darauf bedacht Clive nicht aus den Augen zu verlieren. Es wurde frischer, ein leichter Wind ließ Sophie frösteln; zudem war sie erschöpft und hungrig, was nicht gerade ihre Kondition verbesserte. Es war also kein Wunder, dass sie an Geschwindigkeit verlor und nicht mehr Schritt halten konnte. Als würde es noch irgendetwas bringen, als könne sie ihn so noch aufhalten, hob Sophie die Hand. Keuchend blieb sie schließlich stehen und sank ganz langsam auf die Knie. Es hatte keinen Zweck, er war fort.

Mit knurrendem Magen blieb Sophie im Dreck hocken, noch immer schwer keuchend und den Schweiß trotz des Windes auf der Stirn stehend. Sie presste die Hände an den Bauch, als er sich vor Hunger zusammen zog. Heute würde sie ihn jedenfalls nicht mehr finden, aber morgen, so nahm es sich Sophie fest vor, würde sie nach ihm suchen, und wenn es das Letzte war, was sie tat.

In einem war sich das Mädchen nämlich sicher: Clive wusste etwas – während sie selbst noch im Unklaren darüber war, wieso man ihre Villa in Brand gesteckt hatte, wieso man sie für so etwas verurteilt und verbannt hatte; die Einbrecher waren Ratten gewesen, Pöbel. Was sonst.

Doch Clive war einer von ihnen. Wusste er, wer es gewesen war? Konnte er Sophie zu den Schuldigen bringen? Hoffnung breitete sich in ihr aus, sie malte sich aus wie sie vorm hohen Rat stand und um Begnadigung bat; sie musste ihnen nur die Schuldigen liefern und ihre eigene Unschuld beweisen.

Dieser eine Gedanke war es, der Sophie den Hunger vergessen ließ. Noch einmal an diesem Tage nahm sie all ihre Kraft – und wohl auch ihren Mut – zusammen und schleppte sich in eine Seitengasse, in der ein kleiner Strohwagen stand. Freilich war es keine gute Alternative zu einem Bett, und doch, dachte Sophie wehmütig, war es nicht so hart wie der Boden.

Unterm Stroh fand sie einen leeren Kartoffelsack, den sie notdürftig über sich legte. Mit angezogenen Beinen lag das Mädchen nun also im Stroh, doch trotz dieser misslichen Lage kam noch ein Lächeln über ihre Lippen. Sophie dachte daran, schon bald wieder in einem warmen, gemütlichen Bett liegen zu können, hatte sie ihren Ruf erst einmal zurück erlangt. Und vielleicht, ja vielleicht war das hier ja auch alles nur ein bitter böser Alptraum...

Am nächsten Morgen wurde Sophie von Sonne und Hitze geweckt. Munteres Treiben drang an ihre Ohren, und im ersten Moment wachte Sophie etwas verwirrt auf. Im Glauben sie sei in ihrem kuscheligen Bett in der Villa, setzte sie sich auf und reckte sich ausgiebig.

Erst jetzt merkte sie, dass ein kleines Mädchen vor Sophie stand und sie mit großen Augen ansah. Da kehrten auch die Erinnerungen an die vergangenen Tage zurück. Jedes Hochgefühl war wieder verebbt.

Das kleine Mädchen starrte Sophie noch immer an. „Verzieh dich.“ Fauchte sie, und während die Kleine bestürzt weglief, rappelte sich Sophie aus dem Stroh auf. Halme durchzogen ihr Haar, und Sophie zog ein paar davon heraus, während sie den Dreck von ihrem Kleid klopfte.

Nun da sie wach war, wollte sie Clive suchen. Noch immer hielt sie an dem Glauben fest, er müsse etwas über den Brand der Villa wissen.

Das Problem war: Sophie hatte keine Ahnung, wo dieser Taugenichts sein konnte. In

die Stadt zurück konnte sie nicht, zu groß war die Gefahr, sie könne entdeckt werden. Doch auch schon der heruntergekommene Teil vor den Stadtmauern war groß genug, als dass es möglich schien Clive durch reinen Zufall hier zu finden.

Während sie mit den Fingern durch ihr Haar kämmte, dachte Sophie nach. Wo könnte sie ihn suchen? Auf den Klippen? Doch die Wahrscheinlichkeit, dass er wieder dort war, und dass zum gleichen Zeitpunkt wie Sophie, schien ihr schwindend gering. Zudem war der Aufstieg schwierig und anstrengend, es würde lange dauern bis sie endlich oben war.

Wie zur Bestätigung ihrer Kraftlosigkeit knurrte Sophie wieder der Magen und erinnerte sie an ihren Hunger. Zuhause hatte sie in so einer Situation immer ein üppiges Frühstück gehabt, doch nun stand sie ganz ohne da.

Sophie ignorierte den Hunger und trat auf die Hauptstraße hinaus. Sie kannte nur das Geschehen auf den großen Straßen innerhalb der Stadt, hier war alles fremd.

Zuerst lief sie ziellos umher, auf der Suche nach irgendeinem Anhaltspunkt. Doch die Straßen waren groß, genau wie die Menschenmengen. Kinder liefen ihr um die Beine herum, Männer drängten sich eilig an ihr vorbei und Frauen trugen dicke Körbe auf ihren Köpfen daher. Keiner nahm von Sophie groß Notiz – und für das Mädchen war dies, wie so vieles in den letzten Tagen, eine ganz neue Erfahrung. Normalerweise war sie es gewohnt, beachtet und umringt von Bewunderern zu sein. Ihr Familie – es versetzte ihr einen Stich, an sie zu denken – war zwar nicht sehr mächtig, dennoch kannte jeder die hübsche, wohlerzogene Tochter der Castelli. Ihr Ruf war ihr Kapital, und er war ihr stets vorausgeeilt.

Gedankenverloren war Sophie stehen geblieben. Sie starrte auf einen Marktstand, den gerade eine Frau aufbaute. Der Hunger machte sich wieder bemerkbar, und langsam kamen auch erste Zweifel; wie sollte sie Clive finden? Außer seinem Namen wusste sie nichts über ihn, weder wo er wohnte – falls er überhaupt eine Bleibe hatte – noch welcher Tätigkeit er nachging. Zumindest schien er von hier zu sein, denn in Marecielo kannte er sich offensichtlich aus.

Etwas zupfte an Sophies Kleid. Sie blickte nach unten und sah in die großen Augen eines kleinen Mädchens. Verärgert stellte sie fest, dass es das Kind aus der Gasse war. Sie fand nichts an Kindern, fand sie eher lästig als süß. Sophie hatte auch nie die Schwärmereien ihrer Schulfreundinnen verstanden, die für Geschwister oder gar eigene Kinder immerzu geschwärmt hatten. In ihren Augen waren Kinder quengelnd, nervig und anstrengend.

An einem verschmutzten Tuch nuckelnd, starrte das Mädchen noch immer. Dann fiel Sophie endlich ein, woher sie diese großen Augen kannte. „Ah!“ Sie deutete mit dem Finger auf das Kind, fast um ihrer Überraschung Ausdruck zu verleihen.

Ein heruntergekommener, abgedunkelter Raum. Verwahrloste Möbel, überall Dreck, und dazwischen eine abgemagerte Frau und ein kleines Kind: Dieses Mädchen war die Tochter der Frau, bei der Sophie am gestrigen Morgen zu sich gekommen war. Sie hatte ihren Namen zwar vergessen, doch als Sophie in diese großen, fragenden Augen sah, erinnerte sie sich wieder.

Die Kleine zupfte noch einmal an Sophies Kleid. „Was willst du? Wo ist deine Mutter?“ Fragend blickte Sophie sich um, konnte die Frau jedoch nicht unter den Umstehenden ausmachen. Sowieso achtete keiner auf sie, wen kümmerte hier schon ein verloren gegangenes Kind?

Wieder zupfte es. Sophie sah wieder zur Kleinen hinunter. Diesmal zog das Mädchen an Sophies Kleid, fast als wolle sie sie zum Gehen bewegen. „Was willst du von mir?“ Die Überraschung wich Verärgerung. Sie wollte Clive suchen, und sich nicht von einer

kleinen Göre aufhalten lassen.

Endlich nahm die Kleine das Tuch aus dem Mund. Ihre Kulleraugen sahen noch immer zu Sophie hoch, als sie leise flüsterte: „Komm.“ „Wohin?“ Doch die Kleine blieb stumm, zog wieder an Sophies Kleid.

Ihr fiel ein, dass die Mutter des Mädchens Clive zu kennen schien, immerhin hatte er sie zu ihr gebracht. Das Mädchen musste ihn also mit Sicherheit auch kennen, vielleicht konnte sie Sophie gar zu ihm führen?

Wieder zog sie, und diesmal gab Sophie nach und ließ sich leiten. Die kleine Hand des Mädchens umfasste fest Sophies Kleid, sodass sie sich auch ja nicht verlieren konnten. Die Entschlossenheit der Kleinen bestärkte Sophies Glücksgefühl – sicherlich würde sie sie zu Clive führen!

Sie liefen die staubige Straße hinunter, drängten sich an Marktbesuchern vorbei und ignorierten wüste Bemerkungen, wenn sie jemanden anrampelten. Sophie rannte nun beinahe, überholte das Mädchen fast statt sich von ihr führen zu lassen. Nach einer Weile verließen sie die Hauptstraße, bogen in eine unscheinbare Gasse ein und fanden sich sofort auf einer nächsten Straße wieder. Sophie hatte keine Ahnung, wo sie sich befand, doch sie schienen zumindest ihr Ziel erreicht zu haben: Das Mädchen blieb vor einem heruntergekommenen Haus stehen. Es unterschied sich im Wesentlichen nicht von den anderen; klein und schmuddelige Behausungen wie dieses reihten sich hier Wand an Wand die Straßen hinab. Doch so war das eben in den Slums, und Sophie zerbrach sich auch längst nicht mehr darüber den Kopf.

Voller freudiger Erwartung eilte sie zur Tür, betrat das Haus – und blieb auf der Schwelle wie angewurzelt stehen; der Innenraum des Hauses war dunkel, doch ein Blick reichte um ihn zu überblicken – und da war kein Clive.

Auf einem Schemel nahe der Eingangstür saß eine Frau. Dürr war sie, mit eingefallenen Wangen, und heruntergekommen; es dauerte nur einen Augenblick, bis Sophie sie wieder erkannte.

Die Frau lächelte und offenbarte dabei ihre Zahnlücken. „Da bist du ja wieder.“ Das kleine Mädchen lief an Sophie vorbei und fiel ihrer Mutter und die zerbrechlich wirkenden Arme. Es hatte Sophie nicht zu Clive geführt, sondern zurück nach Hause – ihr Zuhause. Die Frau tätschelte dem Kind das Haar und sah über ihren Kopf hinweg auf Sophie. „Komm doch rein mein Kind. Schließ die Tür und nimm Platz.“ Doch Sophie wollte nicht Platz nehmen, wollte nicht näher kommen. „Ich suche Clive.“ Offenbarte sie, und ließ es sogleich wie eine Aufforderung klingen: Sag mir, wo er ist, und ich verschwinde wieder.

Die Frau blieb jedoch stumm, noch immer lächelte sie und deutete mit einer ausladenden Handgeste auf den Strohhaufen, auf dem Sophie gestern noch erwacht war. Ihr fiel auch der Name der Frau wieder ein: Alusch, hatte sie gesagt.

„Nein danke. Ich will nur zu Clive.“ „Er ist nicht hier.“ Das Lächeln der Alten ging Sophie auf die Nerven, und auch ihr Ton störte sie: „Das sehe ich.“ „Dein Leben wird schnell enden, wenn du weiter so hektisch lebst, mein Kind. Nun komm, nimm einen Moment Platz. Clive wird schon nicht weglaufen.“ Ihr missfiel der Gedanke, doch genau in diesem Moment knurrte verräterisch Sophies Magen. Die Alte lächelte noch breiter. „Tia, hol etwas Brot. Unser Gast hat Hunger.“ Das kleine Mädchen tippelte ans andere Ende des Raumes, nahm ein schmuddeliges Tuch und wickelte einen halben Laib Brot daraus. Sie hielt Sophie das ganze Stück hin. Ihr war klar, dass es sich um die Essensration einiger Tage handeln musste, daher meinte sie: „Nein danke. Ich möchte niemandem zur Last fallen.“ Das war zumindest die halbe Wahrheit, doch Sophie ekelte sich auch beim Gedanken an dieses womöglich schmuddelige Brot. „Sei nicht

albern.“ Meinte die Alte wirsch, und auch das Kind hielt Sophie das Brot nun noch näher hin. „Los, nimm. Seit du wieder bei dir bist, wirst du wohl kaum etwas gegessen haben. Du musst sehr hungrig sein, iss nur.“ Wieder knurrte Sophie der Magen. Etwas resigniert nahm sie der Kleinen das Brot ab und brach es in zwei Hälften. Die andere Hälfte hielt sie dem Mädchen hin. „Hier, nimm du das.“ Die Kleine lächelte zaghaft und nahm Sophie die Hälfte ab. Dann flitze sie zur Strohmatte, ließ sich auf den Boden plumpsen und beobachtete Sophie gespannt.

„Habt Dank für das Essen.“ Doch Alusch nickte nur. „Natürlich. Jetzt setz dich mein Kind, setz dich.“ Sie wedelte mit der Hand zur Strohmatte. Um nicht noch einmal zu diskutieren, kam Sophie der Bitte nach und ließ sich neben Tia auf der Strohmatte nieder. Erst jetzt merkte sie, wie sehr ihr alle Knochen schmerzten. Zaghaft biss sie in das Brot, die Augen auf Alusch geheftet. Die Alte nähte ein weißes Stück Stoff.

„Du suchst also Clive?“ Sie blickte von ihrer Arbeit auf und durchbohrte Sophie mit ihrem Blick; auf ihren Lippen lag jedoch ein Lächeln. „Ich habe eine Frage an ihn, das ist alles. Es ist nicht so, als renne ich ihm hinterher.“ „Und diese Frage kann nur er dir beantworten?“ „Vielleicht.“ Gedankenverloren sah Sophie zu, wie Tia ihre Brothälfte wieder ins Tuch schlug und es forttrug.

Clive war der Schlüssel – aber wo war er?

„Wisst Ihr, wo er ist?“ „Oh, er ist mal hier, mal da.“ Die Alte begann wieder mit ihrer Näharbeit. Sophie ärgerten die kargen Antworten und sie wurde ungeduldig: „Ihr wisst es also mit Sicherheit nicht?“ „Clive ist wie Rauch, und hast du einmal versucht Rauch mit bloßen Händen zu fangen? Nein, es gibt nur wenige die immer wissen wo er ist. Mir steht dieses Wissen nicht zu. Doch was er sicherlich weiß, ist, dass du nach ihm suchst. Er wird kommen, glaub mir.“ Sophie war sich da weniger sicher. „Darauf kann ich nicht hoffen.“ Erwiderte sie und gab ein Stück des Brotes an Tia weiter. Sie sah zu, wie die Kleine es entzückt annahm und dabei einen Gesichtsausdruck machte, als breche sie vor Freude und Dankbarkeit gleich in Tränen aus. Sophie lächelte mild. Natürlich, diese Leute waren auch nur Menschen. Und sie nahmen, was das Leben ihnen gab, war es auch noch so einfach.

Doch Sophie blieb keine Zeit, hier zu verweilen und auf den glücklichen Zufall zu warten, Clive möge vorbei kommen. Sie verlangte Antworten, brauchte sie wie die Luft zum Atmen. Nur so würde es ihr möglich sein, in den Kreis ihrer Familie und ihresgleichen zurückzukehren, Buße zu tun.

Die Antworten waren der Schlüssel, und Alusch konnte ihr diese Antworten nicht geben – glaubte Sophie jedenfalls.

Als könne sie Gedanken lesen, meinte die Alte plötzlich: „In deinem Kopf schwirren Fragen, die deinen Geist verwirren. Stelle sie, und du wirst sehen es das Denken fällt dir leichter.“ „Ich glaube nicht, dass Ihr mir meine Fragen beantworten könnt.“ „Aber vielleicht kenne ich jemanden, der es kann.“ Ja, Clive womöglich, dachte sich Sophie verärgert und stand auf. „Habt Dank für das Brot, und auch für die Unterbringung in den letzten Tagen. Ich weiß nicht, wie ich mich revanchieren kann, aber...“ „Du suchst nach den Schuldigen, nicht wahr?“ Sophie verstummte. Etwas in Alusch Augen blitzte auf, als sie Sophie von ihrem Stuhl aus fixierte. „Immerzu werden Taten vollbracht, derer man jemanden beschuldigen will. Es muss einen Schuldigen geben, natürlich, nur das ist gerecht. Aber überlege mein Kind, weißt du was Gerechtigkeit ist?“ „Ich glaube sch-...“ Doch Alusch unterbrach sie mit erhobener Hand: „Was, wenn die Schuldigen die Opfer sind? Du kommst aus gutem Hause und hast sicherlich vieles gelernt, doch weißt du auch alles? Denkst du, dir über alle Geschehnisse dieser Stadt, gar dieses Landes oder dieser Welt im Klaren zu sein? Ich werde dich gehen lassen,

und ja, du wirst Clive finden und deine Antworten eines Tages erhalten.“ Warnend hob Alusch den Finger, bevor sie fortfuhr: „Doch eines lass mir dir mit auf den Weg geben, mein Kind. Urteile nicht zu schnell. Verweile einen Moment und werde dir der Dinge klar, die hinter allem stehen. Siehe durch die Fassade, denn da wo Licht ist wird auch Schatten sein. Denke an meine Worte.“

Sophie blickte zu Alusch, dann zu Tia. Die sah aus, als spräche ihre Mutter jeden Tag derlei Prophezeiungen und Warnungen aus. Sophie wusste nicht, ob sie lachen oder sich bedanken sollte. Sie entschied sich daher für eine recht neutrale Erwiderung: „Ich werde daran denken. Danke für Eure Hilfe und... lebt wohl.“

Sie wollte schon zur Tür hinaus, als Alusch das Stoffteil in ihrem Schoß hoch hielt – und Sophie stutzen ließ: Es war ihr Unterkleid, dass sie im Trubel der Straßen verloren hatte. Alusch hatte es geflickt und sicherlich war es dreckig, doch Sophie erkannte es dennoch. „Hier, da es dir gehört solltest du es auch wieder an dich nehmen. Passe von nun an etwas besser darauf auf, schließlich bedeutet es dir sicherlich recht viel.“ Sie hatte Recht; obwohl dieses Kleid nichts weiter als ein Stück Stoff war, bedeutete es für Sophie doch die letzte Verbindung zu ihrem alten Leben. Es war der Beweis, dass alles einmal anders gewesen war, besser. Dankbar nahm Sophie es an sich, und als sie sich diesmal bedankte, meinte sie es auch von ganzem Herzen: „Habt vielen, vielen Dank. Wirklich. Für... alles. Danke.“ Alusch lächelte. „Geh deinen Weg. Vielleicht werden wir uns wiedersehen. Wenn nicht... wünsche ich dir alles Glück der Welt. Ich hoffe, eines Tages wird dir die Wahrheit das Augenlicht schenken.“

Als Sophie das mickrige Haus verließ, hallten Alusch' Worte ihr noch nach. Die Wahrheit – noch wusste Sophie nicht, was sie war, doch würde sie sie eines Tages erkennen? Und vor allem: Würde sie sie anerkennen, sie akzeptieren? Schließlich hatte sie immer geglaubt, nach der Wahrheit zu leben, zu wissen was richtig und was falsch war; all ihre Maxime, von Kindesbeinen auf eingeprägt, konnten doch nicht mit einem Schlag falsch sein?

Doch Sophie schüttelte den Kopf. Verärgert dachte sie, dass es zumindest im Moment nur auf eine Wahrheit ankam, und die konnte ihr wohl nur Clive liefern.

Ihre Füßen gingen ihren eigenen Weg, und Sophie achtete kaum darauf wohin sie lief. Sie irrte viel mehr umher, immer die Augen nach Clive offen haltend.

Die Stunden vergingen, Sophie wurde müde und wieder hungrig. Das Brot von Alusch trug sie immer noch umher, genau wie ihr Kleid. Eher resigniert entschied sich Sophie für eine kurze Pause, zumal ihre Suche bisher ohnehin mehr als erfolglos verlaufen war; statt Antworten hatte sie nur dutzende neuer Fragen erhalten.

Das Mädchen ließ sich auf einer niedrigen Mauer neben einem Marktstand nieder, bevor sie sich Stücke des Brotes in den Mund schob. Ihr Magen knurrte, fast jauchzend vor Freude endlich wieder mit etwas Nahrhaftem gefüllt zu werden.

Und während Sophie so da saß und aß, betrachtete sie das Treiben vor ihr und dachte über ihr weiteres Vorgehen nach. Natürlich könnte sie weiter die ganze Stadt nach Clive absuchen, doch bei ihren Unkenntnissen würde sie eher verhungern als ihn finden. Da auch Alusch ihr nicht weiterhelfen konnte, und Sophie selbstverständlich niemanden hier kannte der ihr hätte helfen können, stand sie wohl ganz schön dumm da. Ihr Gedanke fiel kurz auf Trisha, doch sogleich zog es sich bei ihr zusammen; bevor Sophie nur auf die Idee kam, diese furchtbare Göre um Hilfe zu fragen, wollte sie sich lieber die nackten Füße wund laufen.

Nach dem kargen Mahl fühlte Sophie sich nicht besser. Ihr Bauch war voll, doch nun machte sich die Müdigkeit wieder breit. Die Nacht hatte sie nur schlecht geschlafen, und den ganzen Tag war sie schließlich auch schon unterwegs. Sophie sah auf das

Kleid in ihren Händen, das Alusch ihr so sorgfältig geflickt hatte.

Es war nur ein Unterkleid, doch Sophie hatte natürlich nur die feinsten Stoffe. Die Stellen, die Alusch geflickt hatten, verliehen dem einstigen Glanz des Kleides dagegen schmierige Flecken. Wie so alles in Sophies Leben war nun auch ihre letzte Erinnerung an ihr altes Dasein verblasst, und sie musste sich eingestehen, dass sie langsam Angst bekam; wäre sie nicht zu stolz, sie hätte weinen können.

Bei all diesen Dingen war Sophie so sehr mit sich selbst beschäftigt, dass sie nicht einmal das Geschehen vor ihr bemerkte. In ihrem Selbstmitleid übersah sie die komischen Figuren, die vor ihr auf die Straße huschten, obwohl sie Sophie andernfalls sicherlich sofort ins Auge gefallen wären.

Seltsam sahen sie aus, mit langen Umhängen und tief ins Gesicht gezogenen Kapuzen. Wie Schatten überquerten sie die Straße, um zur nächsten verwinkelten Gasse zu gelangen.

Erst als das Geflüster der Marktfrau neben ihr an Sophies Ohren drang, sah sie auf: „Ja, das sind diese Typen... Hab gehört, sie haben oben wieder allerhand Ärger bereitet. Man weiß nicht, ob man sie hassen oder ihnen danken soll.“ Sophie folgte den beiden Männern mit den Augen. Die Kapuzen mochten ihre Gesichter verhüllen, doch sie erkannte trotzdem dass Clive nicht unter ihnen war. Trotzdem – oder vielleicht weil ihre Verzweiflung in diesem Moment einfach so groß war – stand sie auf und lief ihnen hinterher.

Sophie hielt erst inne, als sie die Gasse erreichte; auch die beiden Männer waren stehen geblieben. Im Schatten der Gasse nahmen sie ihre Kapuzen herunter, und Sophie erkannte zwei ältere Herren, beide wahrlich grimmig dreinblickend. „Hast du es?“ fragte der eine eindringlich, sein Begleiter schüttelte jedoch nur den Kopf. Der Andere zischte bedrohlich: „Wir dürfen keine Zeit mehr verlieren. Wir haben schon zu viele Männer verloren, noch mehr Fehlritte dürfen wir uns nicht erlauben. Hier.“ Er holte ein kleines, gut verschnürtes Päckchen unter seinem Umhang hervor. „Nimm das. Bei der Aktion in der letzten Villa ist viel drauf gegangen, aber etwas haben wir noch. Sieh zu, dass du endlich das Zeug bekommst. Diese Hundesöhne schieben genauso krumme Dinger, wir müssen ihnen endlich ihr arrogantes Maul stopfen.“ „Was ist mit den Jünglingen?“ fragte sein Begleiter. „Sie sind noch nicht so weit, aber ihr Zeitpunkt wird noch kommen. Bis dahin gehst du allein.“ Beide Männer grinsten. „Wir werden sie aus ihren Palästen treiben wie die Ratten aus ihren stinkenden Löchern. Die ganze gottverdammte Stadt wird brennen, und die Flammen der Zerstörung werden auch bis zu ihren Thronen kriechen.“ Sophie sog zischend die Luft ein – doch zu mehr war sie auch nicht mehr in der Lage. Ein dumpfer Schmerz, ein Stöhnen, das ihren Lippen entglitt; da sackte Sophie schon zusammen. Ein kleines Blutrinnsal lief ihre Stirn entlang, genau dort wo der Messergriff sie getroffen hatte. Irgendjemand – und dieser Jemand war sicherlich kein Freund – hatte sie von hinten niedergeschlagen.

Kapitel 7:

Als Sophie wieder zu sich kam, wusste sie weder was passiert war, noch wo sie war. Es war dunkel, dunkel und kalt; das schmerzhaft Pochen an der Stirn ließ jedoch jede Angst vergessen.

Als das Mädchen sich aufrichten wollte, schnitt sich etwas in ihre Handgelenke: Fesseln. Panisch zog sie, musste jedoch feststellen, dass man sie an Händen und Füßen irgendwo fest gebunden hatte – und auch schreien konnte sie nicht. Einzig ein erstickter Laut quoll aus ihrem Mund, in den man ihr ein knebelartiges Stück Stoff gestopft hatte.

Reflexartig musste Sophie würgen, doch es half nichts. Und auch das ständige Ziehen an den Fesseln war eher schmerzlich statt hilfreich. Erschöpft gab sie auf und lehnte sich, wie sie vermutete, an eine nackte Wand direkt hinter ihr. Mit ihren Füßen schabte sie über das wenige Stroh am Boden, darunter war es hart; von irgendwo her tropfte es leise.

Langsam gewöhnten sich ihre Augen an die Dunkelheit; wie es aussah, befand sich Sophie in einem kleinen Kellerähnlichen Gewölbe, mit kahlen dunklen Wänden. Vielleicht drei Schritte zu jeder Seite konnte sie machen, dann hätte sie den Raum durchquert.

Die Seile um ihr Handgelenk hatte man an einem Ring in der Wand befestigt, und der Knoten war zu stark als das sie sich hätte losmachen können. Es gab zwar kein Fenster, doch genau gegenüber von Sophie befand sich eine dunkle Holztür, die ziemlich schwer aussah. Es war eine nüchterne Erkenntnis, dass sie sich wohl kaum befreien konnte.

Außer ihrem eigenen Atemgeräuschen war da nur noch das Tropfen, das aus einer Ecke des Raumes kam – womöglich war die Decke undicht, doch das gab Sophie die Hoffnung nicht all zu tief unter der Erde zu sein. So saß sie notgedrungen da, lauschte nur auf das Geräusch des tropfenden Wassers und zählte die Sekunden. Eins, zwei, vierzig, fünfhundert. Irgendwann ließ sie es.

So mochten es Stunden gewesen sein, bis sich etwas regte. Etwas klirrte an der Tür, dann wurde sie ächzend aufgeschoben. Das Licht einer Fackel fiel in den Raum und erhellte die Gestalt eines hochgewachsenen Mannes, doch wegen seines langen Umhangs und der Kapuze konnte sie ihn nicht erkennen; einzig seine Erscheinung kam ihr bekannt vor, ganz so als habe sie diese Art der Verhüllung schon mal irgendwo gesehen.

Der Mann sprach nicht, mit einem Schritt war er bei Sophie und durchschnitt ihre Fußfesseln. Dann zog er sie grob auf die Beine und zerrte sie am Arm hinter sich her. In einer anderen Situation hätte Sophie sicherlich lautstark protestiert, doch nun kam sie sich so schutzlos, klein und unbedeutend vor, dass sie lieber den Mund hielt.

Der Gang hinter ihrem Verließ war nicht minder düster. Entlang der Wand verliefen einige Fackeln, gerade genug um den Weg ein wenig zu erhellen. Hier und da war eine Tür, doch kein Laut war von dahinter zu hören. Ängstlich ließ sich Sophie weiter ziehen.

Der Gang endete an einer weiteren Tür, doch dahinter war nur der nächste Gang. So ging es weiter, ab und zu liefen sie um einige Ecken, doch der Weg schien kein Ende zu nehmen. Nichts außer Türen, Fackeln, Gänge, Türen.

Und dann waren sie endlich da. Sophie merkte es schon, als sie vor dieser einen

letzten Tür standen; ihr Begleiter wurde zappelig, atmete einmal tief ein und legte den Kopf auf die Seite, als wolle er eine Entspannung lösen. Dann schob er die Türe auf und stieß Sophie hinein.

„Danke, Martt.“ Sophie stürzte in den Dreck zu ihren Füßen, doch die Angst stob das Adrenalin in ihren Körper. Sofort hievte sie sich hoch – was sich mit noch immer gefesselten Händen als schwierig erwies – und rutschte automatisch nach hinten.

Das Bild, das sich ihr da ergab, war ganz anders als alles bisher gekannte. Natürlich, sie kannte den hohen Rat Marecielos, sie hatte gar schon vor ihm gestanden – aber das hier, das war anders. Fremd. Furchteinflößend.

Wie eine Sippe saßen sie zusammen, ein Mann auf einem hohen, hölzernen Stuhl in ihrer Mitte. Direkt vor ihm loderte ein kleines Feuer, das Wärme und Licht zugleich frei gab.

Der Mann sah alt aus, sehr alt sogar. Dennoch hatte er etwas Lebendiges an sich, als sei er selbst in seinem Alter noch sehr kräftig und dynamisch.

Um ihn herum saßen allerhand Leute, und alle trugen sie diese seltsamen, dunklen Umhänge. Einige von ihnen trugen gar noch ihre Kapuzen, andere hatten sie schon abgelegt. Sophie begegnete einigen neugierigen Blicken, ein paar musterten sie belustigt. Sophie dagegen schien die blanke Panik ins Gesicht geschrieben. Mit weit aufgerissenen Augen blickte sie sich um, denn unlängst hatte sie all die Schwerter und Messer ausgemacht – jeder einzelne der Männer war bis aufs schwerste bewaffnet.

Der Mann namens Martt lief an Sophie vorbei und gesellte sich zu ein paar anderen Kapuzenträgern. „DU!“ Der Alte stand auf und deutete mit dem Finger auf Sophie. „Steh auf!“ Die, die Sophie bisher desinteressiert ignoriert hatten, blickten nun zu ihrem Anführer.

Sophie konnte sich jedoch nicht bewegen. Am ganzen Körper zitterte sie, als das Klirren in ihren Ohren hallte. Der Mann lief um das Feuer auf sie zu, blieb nur wenige Schritte vor ihr stehen. Im Schein des Feuers sah Sophie sein Schwert aufblitzen; am liebsten hätte sie sich wohl übergeben.

„Ich sagte, du sollst aufstehen.“ Da Sophie sich immer noch nicht regte, packte auch er sie grob am Arm und zog sie auf die Füße. Sophie wimmerte leise.

„Ist das das Mädchen?“ Der Alte wandte sich um, zwei seiner Anhänger nickten eifrig. Sophie erkannte sie als die Männer aus der Gasse wieder. „Was war deine Absicht?“ Doch statt einer Antwort begann Sophie zu weinen. Hatte sie ein paar Tage zuvor noch sterben wollen, so hatte sie nun Todesangst. Sterben, ja, aber nicht so. Nicht durch die Hand dieser... Leute.

„Sag mir...“ „Domenicus.“ Der Alte wurde unterbrochen. Ein junger Bursche stand auf und trat nach vorne, Sophie kannte ihn nicht. „Domenicus, ich erkenne dieses Mädchen.“ „Bist du dir sicher?“ Der Alte wandte sich ihr ab, doch seine Hand umklammerte immer noch ihren Arm. Er pochte schon, so schnürte der Mann ihr das Blut ab. „Ja, ziemlich. Ich habe sie in der Castelli Villa gesehen, Cl... Au.“ Der junge Mann rieb sich den Hinterkopf. „Ich fand sie draußen, bewusstlos. Ist vielleicht den Flammen entkommen.“ „Ist sie eine Bedienstete?“ „Wohl kaum. Unsere Leute haben wir rausgeholt, und für eine von deren Seite war sie zu gut gekleidet. Ich glaube fast, sie ist ein Balg der Castelli.“ „Ja,“ meldete sich ein anderer Mann, diesmal mittleren Alters. „Ich bin mir ziemlich sicher, dass die Castelli ein Kind haben, eine Tochter. Müsste ihr Alter sein.“ „Bist du ein Kind der Castelli?“ fragte der Alte nun wieder Sophie und schüttelte sie dabei ganz energisch. „Nein...“ Ihre Stimme war nicht mehr als ein Flüstern. „Wie?“ „Nein.“ „Sie lügt, sie ist es. Ja, ganz sicher!“ „LÜG MICH NICHT

AN, MÄDCHEN!“ Der Alte stieß Sophie von sich, und wieder fiel sie; da sie diesmal nach hinten fiel, hatte sie jedoch keinerlei Möglichkeit, sich mit den Händen abzufangen. Ihren ganzen Körper durchfuhr der Schmerz, als sie hart auf den Rücken prallte. „Domenicus... Sie ist nur ein Kind.“ „Aber sie ist eine von ihnen! Und dann besitzt sie auch noch die Arroganz, mir ins Gesicht zu lügen!“

„Ich lüge nicht!“ schrie Sophie auf einmal. Ja, sie lag im Dreck, und ja sie hatte Angst – doch sie hatte auch immer noch ihren Stolz. Und niemand nannte sie eine Lügnerin: „Ich war eine Castelli, doch sie haben mich verstoßen! Die ganze Stadt hat mich verstoßen, fortgeschickt! Was ich einmal war, bin ich nicht mehr, also nennt mich nicht Lügnerin!“ Selbst Domenicus schien diesmal milde überrascht, zumindest sah er Sophie mit weiten Augen an. „...verstoßen?“ Einige der Männer flüsterten. „Deine Familie verstieß dich?“ „Nein, es war der hohe Rat.“ Nun wurde das Gemurmel lauter. Einige zeigten ganz ungeniert auf Sophie, bis Domenicus rief: „RUHE.“ Er trat zu Sophie, die immer noch am Boden war. Von dort sah er auf sie hinab und fragte: „Wieso verstießen sie dich?“ „Jemand ist... gestorben. Wegen mir, so sagt man.“ „Und deswegen verstießen sie dich?“ Diesmal schwang Unglauben in seiner Stimme mit, doch Sophie ergänzte knapp: „Es war einer der ihren. Der Sohn... Raphael.“

In den hinteren Reihen erhob sich jemand: „Seht nur, wie sie lügt! Raphael, was denn, Raphael Averno? Sicherlich haben sie sie mit in ihre Intrigen gezogen, nur um ihr Spiel der Verwirrung weiter zu verstricken!“ „Aber, aber, nun beruhige dich.“ Domenicus lief vor Sophie auf und ab, nachdenklich hob er die Hand ans Kinn und fragte: „Man beschuldigt dich also, den jüngsten Sohn der Averno getötet zu haben?“ Sophies Augen verengten sich, als sie erklärte: „Ich war es nicht. Ich lief in die Villa, um nach meinem Hab und Gut zu sehen. Er lief mir hinterher.“ Sie zögerte, bevor sie hinzufügte: „Er war es selbst schuld.“

„Haben wir einen Beweis, dass der Averno Spross tot ist?“ verlangte Domenicus zu wissen. Seine Männer schwiegen, einige sahen sich ratlos an. „Nun,“ meinte nach einer Weile einer zaghaft, „Es stimmt, dass er seit dem Tag nicht mehr gesehen war. Und man verbreitet das Gerücht, er sei tot.“ „Ob das stimmt, ist eine andere Sache.“ Schloss Domenicus und sah wieder auf Sophie hinab. Die war jedoch endgültig verwirrt. Ein wenig zu frech fragte sie: „Und wieso sollten sie lügen? Was haben sie davon, den Tod ihres eigenen Sohnes zu verbreiten? Und dann mir die Schuld zu geben.“ „Du bist jung und es gibt daher einige Dinge, die du noch nicht verstehst. Aber glaube mir, es gibt mehr Intrigen als die, dass Volk gegen seines gleichen aufzuhetzen. Auch unter ihresgleichen wird betrogen und verraten. Vielleicht stimmt es auch, vielleicht ist er tot.“

Domenicus drehte Sophie den Rücken zu und kehrte zu seinem Platz hinter dem Feuer zurück. „Schneidet ihr die Fesseln los.“ Erneut an diesem Tag wurde Sophie gepackt und auf die Füße gesetzt. Irgendwer durchtrennte ihre Handfesseln. Es war ungemein erleichternd, als endlich keine Seile mehr in ihr Fleisch schnitten.

„Gut, wir wissen also nun, wer du bist. Dein Name?“ Sophie schwieg, doch Domenicus lächelte. „Immer noch den Stolz deiner Herkunft im Blut, was? Nun gut, wenn du es so willst... Also Mädchen, was hat dich zu dieser Frechheit veranlasst, meinen Männern zu lauschen? Hoffst du etwa immer noch, in den Kreis der deinen zurück zu kehren?“ „Was ich hoffe oder nicht, wird Euch wohl egal sein.“ Zischte Sophie. Mit den Fesseln fielen auch ihre Ängste. Nun verachtete sie diesen Mann, der sie derart grob und unverschämt behandelt hatte. „Aber ich hatte nicht vor, irgendwem hinter her zu spionieren! Ich habe bloß jemanden gesucht.“ „Ah... Und wen?“ Domenicus legte die Handflächen aneinander. Statt seines Zorns lag nun ein süffisantes Lächeln auf seinen

Lippen, das Sophie nur noch mehr in Rage brachte. „Ich denke nicht, dass Ihr ihn kennt.“ Alle lachten. Verwirrt und wütend zugleich blickte Sophie sich um. „Wie du siehst, irrst du wieder. Es gibt niemanden in dieser Stadt, den ich nicht kenne. Und ich kenne sogar noch einige mehr. Also sag mir... Wen hast du gesucht? Vielleicht kann ich dir sagen, wo er ist...“ Ja, dachte Sophie, als ob sie sie gehen lassen würden.

„Clive. Sein Name ist Clive.“ Ein Raunen ging durch die Menge. „Soso.“ Domenicus' Lächeln wurde breiter. „Clive.“ Er erhob sich wieder. „Sehen wir doch, ob sich deine Neugier dann bewährt hat. CLIVE.“ Niemand regte sich, doch irgendwo tief in Sophie keimte wieder die tief verborgene Hoffnung auf. War er hier? „Ah... Du solltest wissen, dass ein Schüler niemals seinen Meister übertrumpfen kann, mein Junge.“

Sophie konnte gar nicht so schnell gucken, da war Domenicus schon mitten unter seinen Anhängern. Ein gezielter Handgriff später, und er hielt eine der vielen verhüllten Gestalten am Arm. Ebenso grob wie zuvor Sophie, schubste er ihn nach vorne, raus aus den anderen und direkt neben das Feuer. Der Unterschied zu Sophie jedoch war der, dass dieser Mann sich wesentlich graziöser bewegte und beinahe elegant und ohne eine Spur des Stolperns neben dem Feuer stehen blieb.

„Nun sag mir, was veranlasst eine ehemals Adlige, jemanden wie dich zu suchen?“ wollte Domenicus wissen – schon längst saß er wieder auf seinem Stuhl.

Sophies Herz machte einen kleinen Hüpfer, als der Mann neben dem Feuer seine Kapuze herunter zog – tatsächlich, es war Clive. Er schien jedoch wesentlich weniger begeistert, Sophie hier zu sehen. Verärgert meinte er: „Ich kenne sie nicht. Ich habe sie nur einmal vor dem Ertrinken gerettet und jetzt glaubt sie mir, wie ein verdammtes Küken hinter her rennen zu müssen!“ „Du hast sie vor dem Ertrinken gerettet?“ „Hätte ich gewusst, wer sie war, hätte ich sie ersaufen lassen. Wäre wohl auch so besser gewesen, wenn ich geahnt hätte was für eine nervige Göre sie ist!“ Viele lachten wieder. Clive warf Sophie einen so wütenden Blick zu, dass ihr Herz sogleich wieder zu hüpfen aufhörte.

Bevor es noch zu weiteren Auseinandersetzungen kam, wurde die traute Runde jedoch unterbrochen. Die Tür hinter Sophie flog so lautstark auf, dass das Mädchen automatisch zusammen zuckte.

Ein Mann stürzte hinein, und irgendwie zog er den unangenehmen Duft nach verbranntem Fleisch mit sich. „Domenicus! Die Slums...! Sie haben sie in Brand gesetzt!“ Sofort war der Alte bei dem Neuankömmling. „Was?!“ „Alles brennt. Sie kamen aus allen Richtungen, nicht nur aus der Stadt. Die wenigen Posten konnten gar nichts tun. Überall ist Feuer, die Menschen laufen schreiend über die Straßen. Es sieht schlimm aus...!“ Domenicus murmelte etwas unverständliches, doch für Sophie klang es nach einem fürchterlichen Fluch. „Alle Mann sofort nach oben. Versucht zu retten, was noch zu retten ist. Helft den Menschen. Ein paar von euch folgen mir, vielleicht finden wir diesen Abschaum noch bevor sie die Tore der Stadt erreichen!“ Sofort waren alle auf den Beinen und stürmten einer nach den anderen hinaus. Auch Clive war schon fast draußen, da packte Domenicus ihn am Hemd und zog ihn zu sich. „Du bleibst hier und passt auf das Mädchen auf. Schließlich ist es deiner Heldentat zu verdanken, dass sie überhaupt noch lebt. Wir wollen ja nicht, dass sie vor Freude gleich fort rennt und ihrer Sippschaft erzählt, was sie hier unten gesehen hat.“ „Aber...“ „Das ist ein Befehl.“ „Ja, ja, schon gut.“ Geknickt blieb Clive neben Sophie stehen und sah zu, wie seine Kumpanen einer nach dem anderen den Raum verließen. Da Sophie allerdings wenig Lust hatte, sich dieses Spektakel weiter anzusehen, ging sie zum Feuer hinüber und ließ sich erschöpft daneben sinken. Dass alle fort waren, erkannte sie erst an der anhaltenden Stille.

Als Sophie sich umdrehte, stand Clive noch immer an derselben Stelle – und wie es aussah, schmollte er. Schier verärgert starrte er in die Luft, die Arme störrisch vor der Brust gekreuzt. „Fein.“ Sophie stand auf und kreuzte ebenfalls die Hände. Genervt seufzte sie, dann ging sie zu Clive hinüber und erklärte: „Ich werde mich nicht entschuldigen. Ich verlange vielmehr zu erfahren, was das alles soll. Was hattet ihr mit dem Brand in der Villa zu tun? WIESO habt ihr das gemacht?“ Clive schwieg, betrachtete sie jedoch aus dem Augenwinkel. Einen Augenblick später drehte er ihr wieder den Rücken zu; Sophie wurde ungehalten: „CLIVE!“ Sie packte ihn am Arm und zog ihn zu sich herum. „Wegen dir wurde ich verbannt! Ich will jetzt endlich wissen, was das alles soll!“ Mit den Händen zerrte sie am Stoff seines Umhangs. Zornestränen stiegen ihr in die Augen, und noch immer machte Clive keinerlei Anstalten ihr zu Antworten.

Das war's. Sophie musste der Wahrheit ins Gesicht sehen: Sie hatte Clive gesucht und gefunden, doch weiterhelfen würde es ihr nicht. Sie hatte bloß rausfinden können, dass diese Leute – derer Clive ganz sicher angehörte – für den Brand in ihrem Heim verantwortlich waren. Half ihr das? Sophie bezweifelte es. Erschöpft sank Sophie zu Boden. Ihre Finger gruben sich in den Staub unter ihr.

Ihre Tränen bildeten kleine, dunkle Punkte im Sand. „Ich will nach Hause...“ flüsterte sie. „Ich glaube nicht, dass das geht.“ Sophie sah zu Clive hinauf; er starrte noch immer in eine andere Richtung. „Was...?“ „Du hast zu viel gesehen und gehört. Ich bezweifle, dass man dich einfach so gehen lässt.“ „A-aber...! Ich wollte nie etwas davon sehen oder hören! Das war nicht meine Entscheidung!“ Doch Clive hob die Arme und schüttelte seufzend den Kopf: „Das hättest du dir überlegen müssen, bevor du diesen zwei Typen hinter her bist. Selbst schuld.“ „Hättest du mich von Anfang an aufgeklärt...!“ „Ja, klar. Die Schuld auf andere abladen ist natürlich viel einfacher, als sie sich selbst einzugestehen. War ja nicht anders von dir zu erwarten, Blondie...“ „Ich habe einen Namen!“ „...für den sich niemand interessiert.“ „Argh!“ Schon stand Sophie wieder. „Was erlaubst du dir!“ Ihr Finger bohrte sich in seine Brust, und obwohl Clive größer war als sie, war Sophies Gesicht nur wenige Zentimeter von seinem entfernt. „Du bist nur eine Kakerlake in meinem Sichtfeld, niemals wirst du den Respekt und Einfluss erreichen, der mir zusteht.“ „Einfluss? Ha!“ Clive lachte laut. „Respekt? Dann sag mir Blondie, von welchem Einfluss und Respekt redest du? Hockst du nicht grad in der tiefsten Gruft, im schmierigsten Dreck? Haben sie dich nicht zu Hause rausgeschmissen, verstoßen und verbannt? Korrigiere mich, falls ich irre, aber Einfluss hast du nur noch auf die Ratten, die dich Göre auch schon nicht mehr beißen wollen.“ „Du...“ „Du solltest endlich aufhören, andere für dein Schicksal verantwortlich zu machen. Weiterbringen wird es dich ohnehin nicht. Sieh dich an, schließlich bist du jetzt hier, und nicht mehr in deinem Bett, mit samtenem Morgenmantel und was weiß ich alles noch! Du wirst lernen müssen, im Dreck zu schlafen, also vergiss deine verzogenen Einstellungen und füg dich dem, was dir gegeben ist! Und noch was.“ Ergänzte er und schlug ihre Hand weg: „Fass mich nie wieder an, oder geh mir sonst wie auf die Nerven. Ich hab dir schon tausend Mal gesagt, ich bin nicht dein...“ „CLIVE!“ Jemand stürzte in den Raum. Sophie erkannte ihn als den jungen Mann, der sie als Tochter der Castelli erkannte hatte. Clive ließ von Sophie ab und drehte sich zu ihm: „Mario?“ Der Neuankömmling schien gehetzt. „Clive, man braucht dich oben.“ Sofort war Clive bei ihm. „Wie ist die Lage?“ „Nicht gut. Diese Bastarde sind weg, aber die Feuer haben sich schnell ausgebreitet. Sieht aus, als wären sie mit Taktik vorgegangen, und bei den einfachen Bauten springen die Flammen schnell von einem Haus zum nächsten. Sie haben ganze Arbeit geleistet, so schlimm es auch klingt...“

„Gut. Hol die Neuankömmlinge, sie sollen helfen. Wo sind die anderen, Domenicus?“
„Den Verantwortlichen hinterher. Zwei, drei haben sie erwischt, aber das waren nur die einfachen Soldaten, die sie vorgeschickt haben. Ihr Verlust wird sie nicht stören. Domenicus versucht jetzt, einen von den höheren Tieren zu kriegen.“ „Dann liegt es an uns, sich um das Feuer zu kümmern. Ich werde mir die Situation ansehen und dann entscheiden wir über weitere Schritte.“ „Hey!“ Sophie hatten sie scheinbar ganz vergessen. Sowohl Clive als auch Mario zuckten kurz, als Sophie ihnen hinter her lief. Sie schienen nicht einmal bemerkt zu haben, wie sie langsam Richtung Ausgang gegangen waren. „Was ist mit mir?“ „Du bleibst hier.“ Befehl Clive und beachtete sie nicht weiter. Er wollte schon fortfahren, doch Mario betrachtete Sophie einen Moment nachdenklich. „Bist du sicher, dass das eine gute Idee ist? Domenicus hat gesagt...“ „Ich weiß, was er gesagt hat.“ Keifte Clive, „Aber glaubst du, ich nehm' sie mit? Sie wird uns nur im Weg sein, und womöglich versucht sie noch abzuhausen. Sperr sie wieder irgendwo ein. Selbst wenn sie untere ihrem Kleid irgendwelche Ausbruchsmöglichkeiten versteckt hätte.“ Er musterte Sophie kurz von oben bis unten. „Wohl kaum. Jedenfalls kann sie so nicht abhauen und ich muss mich mit ihr noch weiter rumquälen.“ „Ich bleibe nicht allein hier unten.“ „Vielleicht kann sie helfen?“ schlug Mario vor, doch Clive lachte hysterisch: „Ach ja, glaubst du? Mann, sieh sie dir doch an! Sieht sie so aus, als ob sie auch nur einen Finger krumm macht? Sie wird noch daneben stehen und pro sterbender Person applaudieren!“ „WAS?! Das stimmt doch...“ „Ach, halt den Mund, Blondie.“ Während Clive wieder genervt drein schaute, gluckste Mario vergnügt.

Doch Sophie ließ sich nicht beirren. Sie bestand darauf, mit zu kommen: „Fein. Ich verspreche, nicht weg zu laufen.“ Sie hatte wohl eh keinen Ort, zu dem sie hätte zurück kehren können. Was blieb ihr also anderes übrig? „Ich werde auch nicht im Weg sein. Aber lasst mich hier nicht zurück. Bitte.“ Sie legte so viel Gewichtung auf dieses letzte Wort, wie ihr Stolz es noch zuließ.

Clive sah sie lange an. Endlich – und es schien eine Ewigkeit vergangen zu sein – seufzte er resignierend: „Schön. Dann kommt Blondie eben mit. Aber geh Mario auf die Nerven, nicht mir, kapiert?“ Sophie strahlte – zumindest hatte der Tag ihr einmal einen Erfolg gewährt, mochte er auch noch so klein sein.

Kapitel 8:

„Wa-Was zum...?“ Sie versuchte gegen die Kraft anzudrücken, doch es hatte keinen Sinn: Mario war viel zu stark, als dass Sophie auch nur den Hauch einer Chance hatte. Seine Finger umklammerten ihre Handgelenke, doch wenigstens schien es ihm etwas Mühe zu machen, die widerspenstige Sophie im Zaum zu halten. „Hör auf zu zappeln!“ „Dann lass mich los!“ „Ach, Klappe, Blondie.“ Zischte Clive vor ihr. Grummelnd sah Sophie ihn an, doch der Moment währte nur kurz - schon verdeckte ein dunkler Streifen Stoff ihre Augen; während Mario sie festhielt, hatte Clive ihr die Augen verbunden.

„Was soll das! Lass mich endlich los, und nehmt mir das Ding wieder ab!“ „Glaubst du im Ernst, wir zeigen dir auch nur einen der Eingänge hier runter? Damit du gleich zu Mami und Papi laufen kannst, um zu petzen?“ Clive zog die Augenbinde enger, und beide Männer lachten kehlig. „Halt sie bloß fest, dass sie nicht fällt. Und jetzt kommt, wir haben schon genug Zeit vergeudet.“

Mario stieß sie vorsichtig von hinten an, und langsam setzten sie sich in Bewegung. Es war schwierig, mit verbundenen Augen seinen Weg zu finden, zumal Sophie ihre Umgebung nicht kannte. Ihre Schritte waren daher eher zaghaft, was Clive nur allzu schnell auf die Palme brachte: „Wenn du so weiter schleichst, sind wir in drei Tagen noch nicht oben!“ „Dann nimm mir doch das blöde Ding ab, damit ich sehe wohin ich falle?“ schlug Sophie wütend vor und stieß sogleich mit dem Fuß gegen etwas Hartes. „Autsch! Im Ernst, das ist grotesk und albern! Ich kann sehr gut alleine gehen!“ Mario fing sie, als sie wie aufs Stichwort erneut stolperte. „Reine Vorsichtsmaßnahme. Jetzt weniger Reden, mehr Laufen.“

Sophie hörte nichts außer ihren Schritten, die an den Wänden der Flure entlang hallten. So schien es eine Ewigkeit, bis endlich neue Geräusche an ihr Ohr drangen. Es wurde immer lauter, und je besser Sophie zu verstehen vermochte, desto mehr erschrak sie. „Sind das... Schreie?“ Sie wandte sich noch einmal gegen Marios Griff, doch noch immer ließ er nicht locker. Etwas ganz in ihrer Nähe klapperte, jemand drückte ihr den Kopf herunter und schob sie durch so etwas wie eine Öffnung.

Ein kalter Luftzug erfasste Sophie, als sie ins Freie trat. Es war jedoch nicht die Kälte, die sie frösteln ließ; es waren die Schreie.

Sie kamen von überall. Hinter ihr, vor ihr, neben ihr. Nah und fern, es war egal; konnten sie schreien, so schrien sie. Man hörte ihre Angst heraus: die Angst, qualvoll sterben zu müssen.

Hinter ihr schepperte es kurz. Jemand nahm ihr die Augenbinde ab, und Sophie erhaschte noch kurz einen Blick auf ein gusseisernes Tor, bevor sie von Mario weiter gezogen wurde. Clive ging voraus, doch zu Sophies Überraschung schien auch er vorerst überfordert. Vielleicht wusste er einfach nicht, wo er zuerst helfen sollte, und als Sophie sich umsah, konnte sie es ihm kaum verdenken.

Trotz mondloser Nacht, war die Gegend hell erleuchtet. Feuer züngelten hoch hinauf, die Hitze war auf der Haut zu spüren. Überall liefen, rannten, lagen Menschen, und ein jeder rief nach Hilfe.

Ihr wurde ganz anders zumute, als Sophie dunkle Gestalten neben Häusern entdeckte, verrußt vom Feuer und bis zur Unkenntlichkeit entstellt – für sie kam jede Hilfe zu spät.

„Verdammt...“ Mario und Sophie stießen fast gegen Clive, als dieser plötzlich stehen

blieb. Hektisch sah er sich um, bevor er sich an Mario wandte: „Such die Neulinge. Sie sollen Wasser vom Meer holen, fangt an den äußeren Rändern des Feuers an. Befeuchtet auch die Häuser, die noch nicht brennen, vielleicht verbreitet es sich so nicht. Du.“ Sophie zuckte zusammen, als Clive sie anfuhr. „Wehe du wagst es, auch nur an Flucht zu denken. Du wirst mit mir kommen, aber steh bloß nicht im Weg rum!“ Da Mario schon fort war, blieb Sophie keine Möglichkeit zum Einspruch. Etwas resigniert lief sie Clive hinterher, der einen ziemlich schnellen Schritt anschlug.

Das Gefühl der Überforderung schien zu bleiben. Clive sprach niemanden an, eher schien er auf der Suche nach etwas zu sein. Rastlos lief er umher, blickte sich gehetzt um und verharrte nirgendwo allzu lange. Und auch die Gesichter, denen sie begegneten, deuteten mehr von Abneigung.

„Clive!“ Ein Dutzend junger Männer kam ihnen entgegen. Alles junge Burschen, womöglich in Clives Alter. „Wo sind die anderen?“ verlangte einer von ihnen zu wissen, doch Clive schüttelte den Kopf. „Verteilt und helfen dort, wo es nötig ist. Ich habe Mario los geschickt, euch und die anderen zu holen. Wir müssen das Feuer eindämmen. Holt Eimer, Fässer, irgendwas. Fangt außen an und arbeitet euch nach innen vor. Und ihr...“ Clive hielt drei von ihnen zurück. „Helft den Menschen. Holt die Verletzten hier raus, auch die Alten. Wer noch gehen kann, soll auch mithelfen.“ „Was ist mit den Toten?“ Doch Clive schwieg – für sein Gegenüber eine klare Botschaft. „Gut.“ „Wartet, eins noch... Habt ihr Trisha gesehen?“ „Ich glaube, sie ist hinten am Platz...“ „Alles klar. Geht jetzt, los!“

Die anderen waren noch nicht ganz fort, da lief auch Clive schon weiter. Die Häuser links und rechts schienen sich langsam auseinander zu schieben, die ungepflasterte Straße wurde breiter. Sophie meinte, die Stadtmauer durch den dicken Rauch ausmachen zu können.

Endlich erreichten sie einen Platz, der von einer Häuserreihe eingerahmt wurde. Einige Menschen standen hier, unter anderem auch eine Schar Kinder; Clive steuerte geradewegs auf sie zu.

Als sie die Gruppe erreichten, sah Clive sich unter ihnen um, doch er schien nicht zu finden wonach er suchte. Stattdessen war er innerhalb weniger Sekunden von einigen der jüngeren Kinder umgeben. „Clive, Clive!“ Ein Mädchen sprang um ihn herum und zupfte an seinem Mantel. „Was ist passiert? Wo sind alle hin?“ Als Antwort legte er ihr eine Hand aufs Haar. „Keine Angst, das wird schon wieder. Wo ist Trisha, habt ihr sie gesehen?“ „Sie wollte den anderen helfen und hat uns gesagt, wir sollen hier warten.“ Erklärte eines der älteren Mädchen. Sie war womöglich nur wenige Jahre jünger als Sophie selbst.

Zu ihrer Überraschung, wandte sich Clive plötzlich an Sophie: „Warte hier. Tu einmal in deinem Leben etwas nützliches und pass' auf, dass den Kindern nichts passiert, alles klar? Ich komme gleich wieder.“ Entrüstet öffnete Sophie den Mund, doch sie hatte keine Zeit zu widersprechen: Clive rannte schon fort.

Trotzig kreuzte Sophie die Arme vor der Brust und schmolte. Sie hatte nur wenig Lust, Kindermädchen zu spielen und auf eine Horde nerviger Kinder aufzupassen – zumal die von Clives Entscheidung auch nicht sonderlich begeistert schienen. Misstrauisch beäugten sie Sophie und blieben lieber auf Abstand.

Insgesamt waren es ein Dutzend Kinder. Die meisten von ihnen waren jung, sowohl Mädchen als auch Jungen. Nur zwei der Kinder – beides Mädchen – schienen älter, vielleicht zwölf, dreizehn Jahre alt. Sophie vermutete, dass die Jungen, sobald sie alt genug waren, mithelfen mussten.

Desinteressiert wandte sie sich von den Kindern ab. Es war eine heiße Nacht, nicht nur

wegen der Feuer. Dicke Wolken waren aufgezogen und drückten die stickige Hitze weiter nach unten.

Rund um den Platz schlugen die Flammen in die Höhe. Es sah nicht danach aus, als würde das Feuer eingegrenzt, vielmehr schien es sich weiter auszubreiten. Langsam füllte sich auch der kleine Platz mit immer mehr Menschen. Geschwächt schleppten sie sich her und brachen einer nach dem anderen erschöpft zusammen. Die Geräuschkulisse änderte sich, aus Schreien wurde Weinen, aus Angst Verzweiflung.

Die Stimmung schien sich auch auf die Kinder auszuwirken. Einige begannen zu weinen, andere sanken zu Boden und zitterten vor Angst. „Wo ist meine Mama?“ fragte ein Mädchen, „Wo ist mein Papa?“ „Ich will nach Hause...“ „Mami..!“ Sophie drehte sich zu ihnen um. Auch die beiden älteren Mädchen weinten nun, Sophie dagegen wusste sich nicht zu helfen. Diese Kinder kamen aus einer ganz anderen Welt, was sollte sie ihnen denn sagen? Alles wird gut? Würden sie ihr das denn glauben, ihr, die auch jetzt noch auf sie herabsah?

Mit einem Mal fühlte sich das Mädchen schlecht. Wie konnte sie noch immer so arrogant sein? Drohten diese Kinder nicht alles zu verlieren? Sie wussten nicht, wie diese Nacht enden würde, ob sie dann noch Heim und Eltern haben würden; dennoch standen sie hier, weinend gar, und doch nahmen sie ihr Schicksal an. Keiner rannte verzweifelt davon und versuchte sich das Leben zu nehmen, so wie Sophie es versucht hatte.

Etwas widerstrebend näherte sie sich den Kindern und hockte sich vor eines der kleinsten Mädchen. Das Kind weinte bitterlich, und dicke Tränen bahnten sich einen Weg die schmutzigen Wangen herunter. Sophie strich der Kleinen übers Haar. „Hör auf zu weinen. Das wird schon wieder. Alles wird gut.“ Die Tränen der Kleinen stoppten nicht, doch mit großen Augen sah sie Sophie an. „Kommt her,“ sagte Sophie zu den anderen „Kommt alle her. Wir werden das schon schaffen.“ Und die Kinder kamen. Kreisförmig setzten sie sich um Sophie und rückten alle zusammen, um sich Halt und Hoffnung zu geben. Zwar weinten sie noch immer, doch gemeinsam schien ihr Leid weniger schmerzlich zu sein.

Sophie begann, vor sich hinzusummen. Als sie noch klein gewesen war, hatte ihre Mutter ihr immer ein Lied vorgesungen – immer dann, wenn Sophie traurig war und weinte. Sie konnte sich zwar nicht mehr an den Text erinnern, doch die Melodie war ihr im Gedächtnis geblieben.

Während sie das Lied sumnte, dachte Sophie an ihre eigene Kindheit zurück. Damals hatte sie gedacht, niemals könne ihr Leid geschehen; als könne nichts oder niemand sie jemals aus ihrem Leben reißen oder von ihren Eltern trennen. Und niemals hatte Sophie sich vorgestellt, dass es Kinder geben könne, denen es so schlecht wie diesen hier ging. Natürlich hatte sie schon damals auf der Straße bettelnde Kinder gesehen, doch selbst im jungen Alter war Sophie eingebildet genug, als dass sie das Leid der Kinder als Selbstverschuldet betrachtete.

Doch auch jetzt konnte sie sich immer noch nicht vorstellen, dass der Adel, ihresgleichen, Schuld am Leid der Ärmern sei. Es musste ein Missverständnis sein, ganz sicher.

„Hey!“ Sophie hatte gar nicht gemerkt, dass jemand zu der kleinen Gruppe herangeraten war. Sie erkannte das Mädchen sofort, und sobald sie ihre arrogante Haltung und die in die Hüften gestemmtten Fäuste sah, kroch der Hass in Sophie hinauf: Trisha, das Mädchen auf dessen Suche Clive war. „Was hast du hier zu suchen?!“ verlangte sie von Sophie zu wissen. Auch die anderen Kinder wurden nun auf sie aufmerksam, doch im Gegensatz zu Sophie trat sogleich Freude und

Erleichterung in ihre Gesichter. Einige von ihnen sprangen auf und fielen dem Mädchen sofort in die offenen Arme. Für sie hatte Trisha ein Lächeln zu bieten – Sophie dagegen bekam nur einen hasserfüllten Blick. „Nun, da du da bist, ist meine Aufgabe ja wohl erledigt.“ Erklärte diese und erhob sich aus dem Dreck des Platzes. Erst jetzt merkte sie, wie sehr sie geträumt haben musste – rund um den Platz züngelten die Feuer in die Höhe. Es hatte sich noch mehr ausgebreitet, der Platz war fast eingeschlossen.

Trisha hatte noch einige andere Kinder im Schlepptau. Wie eine Glucke trieb sie nun alle zusammen und sprach hier und da beruhigende Worte zu – Sophie ignorierte sie gekonnt, doch das kam dem Mädchen nur Recht.

Ohne ein schlechtes Gewissen wandte sie sich endgültig von den anderen ab und ging ein paar Meter, bis sie das Weinen der Kleinsten nicht mehr hören konnte.

Am Rande des Platzes stand eine Gruppe Männer. Neugierig schlenderte Sophie zu ihnen hinüber, doch je näher sie den Häusern kam, desto mehr spürte sie die Hitze des Feuers.

Die Männer unterhielten sich angeregt. Das Feuer war bereits auf eines der Häuser hinter ihnen überggesprungen, und scheinbar diskutierten sie mögliche Löschversuche. Einer von ihnen gestikulierte wild, und als Sophie noch näher trat, schnappte sie einige Worte auf. „...brauchen Wasser. Ohne geht es nicht.“ „So viel Wasser wie wir brauchen kann doch kein Mensch tragen.“ Gab ein anderer zu bedenken. „Es ist hoffnungslos. Wir bräuchten schon eher ein Wunder.“ „Das sieht diesen arroganten Schweinen ähnlich!“ rief ein anderer und hob drohend die Faust in die Luft. „Wenn sie sich nicht mehr anders zu helfen wissen, spielen sie eben mit unfairen Mitteln!“ Grummelnd stimmten die anderen ein. „Was machen wir denn jetzt? Sollen wir tatenlos zusehen?“ „Aber die Wege zum Hafen sind versperrt. Wir kommen nicht mehr zum Wasser.“

Von irgendwo her knallte es. Sophie sah etwas weiter weg eine dicke Wolke gen Himmel steigen. Irgendwo schien etwas explodiert zu sein. Auch die Männer betrachteten die Wolke mit großer Besorgnis. „Vielleicht erreichen die Söldner...“ „Pah.“ Ein Mann unterbrachte sein Gegenüber: „Mach dir keine großen Hoffnung. Ich habe dir schon mal gesagt, du sollst nicht zu sehr in diese Kerle vertrauen. Letztendlich sind sie auch nur Menschen...“ „Aber...“

Wieder knallte es – doch diesmal direkt hinter ihnen. Der Boden unter Sophies Füßen zitterte, als die Flammen des Hauses vor ihr wild um sich schlugen. Die schlecht gebauten Hütten hatten keine Chance gegen die unbarmherzige Kraft des Feuers, das einfache Holz gab unter der Last nach.

Die Männer stoben auseinander, als ein dicker Holzscheitel vor ihre Füße fiel.

„PAPA!“ Ein kleiner Junge streifte Sophies Beine. Weinend rannte er auf die Männer zu – genau in dem Moment, als das Haus zusammen brach.

Die Männer sprangen aus dem Weg, doch der Junge blieb ängstlich stehen und starrte bewegungslos auf die herabfallenden Bruchteile. Ohne zu wissen, was sie da eigentlich tat, machte Sophie einen Satz nach vorne, griff nach dem Kind und zog es nach hinten. Sie ächzte, als sie mit dem Rücken auf den harten Boden fiel. Direkt neben ihr fiel die Wand des Hauses ein, genau dorthin wo noch eben der Junge gestanden hatte.

Der kämpfte sich nun aus Sophies Griff und lief in die offenen Arme seines Vaters. „Alles okay?“ fragte er und half Sophie sogleich auf. „Ja, es geht schon...“ Sophie rieb sich den schmerzenden Rücken. Der Junge schluchzte noch immer, doch sein Vater schien überglücklich: „Danke. Danke, dass du meinen Sohn gerettet hast!“ „Ah, das...“

war doch selbstverständlich.“ Sophie war verlegen. „Bedank’ dich bei der Frau!“ verlangte der Mann von seinem Sohn. Und tatsächlich schaffte es Sophie zu so etwas wie einem Lächeln, als der Junge ein schüchternes „Danke...“ murmelte. Sie strich ihm über die Wange und meinte: „Pass ein bisschen besser auf, okay?“

„Hey, Blondie!“ Es war Clive. Er kaum auf sie zu. „Alles okay?“ „Ja... Ich denke schon.“ Clive musterte sie jedoch argwöhnisch. „Was ist?“ „Du... hast dein Leben riskiert. Du hast diesem Jungen womöglich das Leben gerettet.“ „Ja und?“ fragte Sophie und schob schmallend die Unterlippe vor. „Na ja.“ Clive zuckte mit den Schultern. „Ich hätte nicht gedacht, dass du zu so was in der Lage bist. Aber vielleicht gibt es ja doch so etwas wie Wunder.“ Sophie wollte gerade etwas Giftiges erwidern, als sie zusammen zuckte. Irgendwas war ihr ins Gesicht geflogen. „Wa...“ Sophie schloss die Augen, als ihr wieder etwas ins Gesicht schlug. Es war nass und kühl.

„Bei Gott...“ murmelte Clive. Sophie sah ihn an. Sein Blick ging in den Himmel. „Es... beginnt zu regnen.“ Auch Sophie sah nach oben – und tatsächlich, dicke Wolken standen direkt über ihnen. Nach und nach fielen immer mehr dicke Tropfen auf sie herab, bis es sich geradezu über ihnen ergoss.

Die dicken Regentropfen legten sich über die züngelnden Flammen und drückten sie nach unten. Man konnte richtig mitansehen, wie das Feuer zurückging. „CLIVE!“ Trisha kam angelaufen. Überglücklich fiel sie ihm ganz ungeniert in die Arme. „Regen! Es REGNET!“ Clive ließ sich von ihrer guten Laune anstecken und hob sie in die Luft. Und obwohl ihr diese Vertrautheit der beiden in ihrer Anwesenheit peinlich war, konnte auch Sophie nicht anders als zu lächeln.

Die Situation war aussichtslos gewesen – doch Gott hatte ihnen ein Wunder geschickt. All diesen Menschen, denen im Leben nichts blieb, außer ihre Hoffnung und ihr Glaube.

Sophie verspürte einen Stich im Herzen. Sie, die alles gehabt hatte, hatte sofort aufgeben wollen. Dann wurde ihr eine zweite Chance geboten, ein zweites Leben; in dem Moment, da Clive ihr das Leben gerettet hatte. Doch statt sie zu nutzen, hatte sie weiter auf diese Menschen herab gesehen.

Dies war der Augenblick, da Sophie es erkannte: Sie, die sie sich immer für die Stärkste gehalten hatte, war in Wirklichkeit das schwächste Glied. Wo andere noch hofften, war für sie alles verloren.

Aber vielleicht war es ja doch noch nicht zu spät. Vielleicht gab es tatsächlich noch einen Weg zurück. Zurück in ihr altes Leben.

Kapitel 9:

Der Geruch verbrannten Holzes lag schwer in der Luft. Der Regen hatte die Feuer löschen können, doch den Rauch hielt er nicht ab.

Stören ließ sich davon niemand. Kaum waren die letzten Flammen besiegt, packten sie alle mit an. Schutt und verbrannte Teile wurden weggeschafft, die Straßen gefegt und Schäden beseitigt. Zwar wurden viele verletzt, doch nur wenige getötet. Viel schlimmer war die Verwüstung, die hinterlassen worden war.

Keiner wusste, wie lange der Wiederaufbau dauern würde, doch alle waren sie froh, dass es vorbei war. Jeder half jedem, denn sie wussten, dass in solch schweren Zeiten Zusammenhalt wichtig war.

Nach außen hin wirkte alles so fest, stabil, gar glücklich. Doch verborgen im Schatten lag die Wahrheit – und nicht jeder war blind.

Sophie stand mitten auf dem Platz und sah zu, wie einige Männer Kisten auf einen Pferdekarren hievt. Es herrschte Aufbruchsstimmung: Binnen kürzester Zeit hatte man entschieden, dass die Stadt nicht mehr sicher war. Viele Kinder und Frauen sollten deswegen fort geschafft werden, hinaus aufs Land; zumindest dort sollten noch Sicherheit und Frieden herrschen, wie man sagte.

Das Mädchen reichte ein Bündel Decken an die Frauen auf dem Karren. Es waren nicht mal ein halbes Dutzend, denn viele wollten nicht fort. Keiner wollte Mann und Heim einfach so im Ungewissen zurück lassen. Den Kindern ging es im Grunde nicht anders, doch viele ließen sich letzten Endes mit dem Versprechen auf warme Mahlzeiten und ein festes Dach über dem Kopf fort locken.

Mit gemischten Gefühlen sah Sophie also zu diesen Menschen hoch, und sie fragte sich, wie sie sich wohl an ihrer Stelle fühlen würde. Könnte sie einfach alles zurück lassen?

Sie verspürte einen Stich, als es ihr wieder einmal klar wurde: Da war nichts. Sophie hatte nichts, was sie hätte zurück lassen können. Ihre ganze Existenz war ihr aus den Händen gerissen worden. Was ihr blieb, waren nur ein Name und der angeborene Hochmut ihrer Klasse. Und innerhalb weniger Minuten sollte auch dies ihr nun genommen werden.

Als käme er aus dem Nichts, tauchte auf einmal Clive neben ihr auf. „Traurig, nicht wahr?“ murmelte er, den Blick ebenfalls auf den Frauen. Einige von ihnen nutzten die letzte Chance, sich von ihren Männern und Söhnen zu verabschieden. Alles, was eine Waffe halten konnte, sollte zurück bleiben und ihre jämmerlichen Reste des Viertels gegen den Adel verteidigen. Sophie hob die Schultern: „Sie wissen nicht, ob sie sich jemals wieder sehen. Sie lassen Männer, Brüder und Söhne zurück. Ich weiß nicht, wie ich empfinden würde.“ „Hast du Geschwister?“ Sophie war von dieser persönlichen Frage überrascht. Trotzdem antwortete sie: „Nein. Aber ich denke, meine Eltern hätten sich einen Sohn an meiner statt gewünscht. Vielleicht wäre die Familienehre dann länger bestehen geblieben.“ „Pah, Ehre.“ Clive spuckte sich vor die Füße. „Die wissen doch nicht einmal, was wahre Ehre bedeutet.“ „Und du? Weißt du es, Clive?“ Für einen Moment sahen sie sich an, doch er blieb ihr eine Antwort schuldig. Stattdessen nickte er wieder zum Karren. „Sie werden neu anfangen müssen.“ „Jeder Neuanfang ist schwer.“ „Vielleicht. Auf dem Land ist der Umgangston rau, und wer nicht arbeiten kann wird auch nicht gebraucht. Aber es fallen so viele Aufgaben an, dass sich eigentlich für jeden Etwas finden lässt.“ „Pöbelarbeit.“ Erwiderte Sophie

schlicht und zuckte die Schultern. Sie war einmal mit ihren Eltern über die ländlichen Gegenden gereist, damals auf ihrem Weg ins Sommerhaus der Familie. Doch dort draußen gab es nichts, bloß ödes Weideland und bestellte Felder. Die Menschen waren von der Sonne braun gebrannt, oder aber bis auf die Haut verschmutzt von Staub und Erde – der Unterschied war meist gar nicht genau auszumachen.

„Du solltest dringend deine Prioritäten ändern, Blondie. Wenn du nicht gleich damit beginnst, bin ich mir nicht sicher, ob selbst der lange Weg aufs Land für eine Änderung der Grundeinstellung bei dir reichen würde.“ Clive schnalzte ungeduldig mit der Zunge, doch das half auch nichts: Sophie hatte nicht ein Wort verstanden.

„Aber da draußen wirst du genug Zeit haben, über dich und dein Leben zu philosophieren.“ Da fiel der Groschen. „Mo-Moment. Du meinst doch nicht...“ „Doch. Du gehst mit ihnen.“ „WAS?!“ „Du hast mich schon verstanden.“ „Nie im Leben!“ Vollkommen entgeistert starrte Sophie ihn an, durchbohrte ihn mit ihrem Blick als könne sie die Ironie seiner Worte entdecken.

„Dir bleibt keine andere Wahl. Deinesgleichen haben dich verstoßen und es wäre zu gefährlich, dich in der Stadt zu behalten. Und zu zeitaufwändig natürlich.“ Er warf ihr einen missbilligenden Blick zu. „Das kannst du nicht machen!“ „Es war nicht allein meine Entscheidung.“ „Ach, also die deiner... Sippe?“ Sie sah, dass Clive diese Bezeichnung nicht gefiel, doch er ging nicht darauf ein. Stattdessen erklärte er: „Du hast uns hinterher spioniert und nach unseren Gesetzen bedeutet das deinen Tod. Du kannst also froh sein, dass du überhaupt noch am Leben bist.“ „Froh? FROH?! Hättest du mich nicht aus dem Wasser gezogen, müsste ich jetzt wohl nicht so tun als wäre ich DANKBAR!“ „Und wärest du nicht so feige, wärest du nicht ins Wasser gesprungen.“ Sophie sah ihn an, machte den Mund auf, schloss ihn wieder. In ihr kochte die Wut – so sehr, dass es ihr die Sprache verschlag.

Plötzlich trat zu ihnen ein bärtiger Mann: „Wir sind so weit.“ Clive nickte ihm zu, bevor er sich wieder an Sophie wandte. Mit verschränkten Armen sah er sie an, das Gesicht zu einem unverschämten Grinsen verzogen. „Es gibt zwei Arten, das jetzt zu lösen.“ „Es gibt einen ganz einfachen: Ich werde NICHT gehen.“ „Ich dachte mir, dass du das sagst. Hör zu Prinzesschen.“ Er nickte zum Karren hinüber. „Entweder du steigst da jetzt freiwillig drauf, oder ich zwing dich dazu.“ „Achja?“ Trotzig verschränkte Sophie die Arme und ließ sich wie ein kleines Kind auf den Hintern fallen. „Ich G-E-H-E nicht weg.“ Clive jedoch seufzte nur genervt: „Schön. Du wolltest es nicht anders.“

Bockig sah Sophie dabei zu, wie er sich die Ärmel hochkrempelte und dann – ohne dass sie es im ersten Moment begriff – einfach packte und hoch hob. „LASS MICH RUNTER!“ Doch Sophie konnte so viel schreien und schimpfen so viel sie wollte. Mit ihren kleinen Fäusten hämmerte sie gegen Clive, drückte sich mit ihrem vollen Körpergewicht gegen ihn – alles umsonst. Sophie hatte keine Chance gegen seine Kraft.

Während sie sich noch immer wehrte, trug er sie zum Karren und verfrachtete sie ziemlich unsanft auf der Ladefläche, mitten zwischen all der anderen Frauen und Mädchen. Durch den Stoß biss sich Sophie auf die Zunge, und sogleich schmeckte sie den bitteren Blutgeschmack in ihrem Mund. „Passt gut auf, dass sie nicht runter springt. Wenn sie nervt, haut ihr ruhig einfach eine runter.“ riet Clive den Frauen. Sophie kraxelte derweil schon wieder vom Karren, doch Clive schob sie einfach zurück. „Soll ich dich festbinden?“ Sophie blieb stumm. Sie sah ihn einfach nur an, sah ihm tief in die leuchtenden, grünen Augen und ließ ihn nur durch diesen einen Blick all ihren Hass spüren.

Schließlich senkte sie den Blick. „Brav. Und jetzt versprich, dass du diesen Leuten nicht

auch noch Ärger machen wirst. Wenigstens, so lange ihr weit genug von der Stadt und den umliegenden Ländereien entfernt seid. Was du dann mit deinem Leben anfängst, ist mit ehrlich gesagt egal. Aber reite nicht noch andere mit in die Scheiße, klar?" Sophie starrte auf ihr Knie, umging seinen mahnenden Blick. Sie hörte, wie Clive seufzte. „Ach komm schon, Blondie. Das hier ist nicht dein Ende, weißt du? Es hätte schlimmer kommen können.“ Sie sah durch ihre Wimpern, wie er um den Karren herum ging.

„Komm, mein Kind.“ Eine warme Hand legte sich auf einmal auf ihrer Schulter. Als Sophie aufsah, blickte sie in das rundliche Gesicht einer Frau mittleren Alters. „Setz dich her. Es wird eine lange Reise, und dort zu knien ist sicher alles andere als angenehm.“ Sophie sah zur Frau, dann auf den Platz vor ihr. Dies war ihre Möglichkeit. Sie konnte noch fliehen. Wohin wusste sie nicht. Aber fort? Fort aus der Stadt, irgendwo hin wo sie niemanden kannte, wo sie auf sich allein gestellt war?

„Alles klar, ihr seid soweit.“ Clive war wieder da. Er sah kurz zu der Frau, die Sophie noch immer aufhelfen wollte. Ein müdes Lächeln umspielte seine Lippen, doch er sah nicht noch einmal zu Sophie. Stattdessen ließ auch er den Blick über den Platz streifen, bevor er meinte: „Jemand hat mal gesagt, um im Leben fortfahren zu können, müsse man verstehen, warum man all das erlebt hat. Gefühlt hat. Und warum es keinen Grund mehr gibt, sich noch länger so zu fühlen.“ Ihre Blicke trafen sich kurz, doch Sophie sah sofort wieder weg; sie hielt diesen grünen Augen einfach nicht stand. Von vorne ertönte Pferdewiehern, begleitet von Hufgeklapper. Es ruckelte einmal, dann setzte sich der Wagen ganz langsam in Bewegung.

„Nun komm.“ Der Druck auf ihrer Schulter verstärkte sich, doch Sophie ließ sich endlich aufhelfen und setzte sich an den Rand der hölzernen Bank.

Der Wagen fuhr im Schrittempo, und Clive lief hinter ihnen her. Während sich einige Frauen noch vom Wagen aus von ihren Angehörigen verabschiedeten, starrte Sophie schon wieder auf ihre Knie. „Nutz' die Chance, hörst du? Häng nicht deiner Vergangenheit nach. Und leb' weiter, Sophie.“

Wie aus Trance erwacht sah Sophie auf. Clive war stehen geblieben, doch er lächelte ihr zu.

Sie mochte ihn hassen, ja. Dafür, dass er sie ohne ihre Zustimmung wegschickte, dass er grob und unhöflich war, ohne Manieren und gute Sitte. Und dafür, dass er ihr so einfach die Entscheidung über Leben und Tod genommen hatte.

Doch in diesem einen Moment, wo er dastand – die Hände in den Taschen seiner schmutzigen Hose und ein schiefes Grinsen auf den Lippen – da verspürte Sophie kurz einen Anflug aufrichtiger Dankbarkeit. Dafür, dass es in dieser Welt einen Menschen gab, der ihr doch eine Chance zu geben versuchte. Auch wenn sie ihrer Auffassung nach niemals eine gebraucht hätte.

Noch lange dachte Sophie über Clives Worte nach. Sie tat es auf ihrer Reise und auch noch einige Zeit danach. Teile dieses letzten Gesprächs hatten sich derart in ihr Gedächtnis gebrannt, dass einige Worte auch über die Jahre nicht an Gestalt verloren.

Kapitel 10:

Die Reise kam Sophie unerträglich lang vor. Ohne Ziel vor Augen vergingen Minuten wie Stunden, und Stunden wie Tage.

Zudem war es auf dem Wagen furchtbar eng. Wie sich herausgestellt hatte, fuhren noch einige Frauen und Kinder mehr mit, sodass alle noch enger zusammenrücken mussten; einige der Kleinen saßen gar im Fußraum zwischen ihnen. Sophie dagegen hockte bloß stumm da, eingequetscht zwischen einer älteren, beleibten Damen und einer Mutter mit Kind.

Der Tag zog vorüber. Sie wusste nicht, wann sie losgefahren waren, doch mittlerweile war die Sonne über den Horizont gezogen und drohte langsam in den unendlichen weiten der Erde zu versinken.

Nach einiger Zeit stieß ein zweiter Wagen zu ihnen, der mit Lebensmitteln beladen war. Sophie hörte die Pferde unter der Last schnaufen und war zumindest für den Moment froh, nicht Laufen zu müssen.

Als die Nacht langsam die letzten Sonnenstrahlen verdrängte, begann es zu regnen. Da sie bei ihrem Aufbruch keine Plane über den Wagen gespannt hatten, blieb der Truppe nichts anderes übrig, als anzuhalten. Der Regen prasselte unbarmherzig auf sie herab, als die Frauen – ohne auch nur ein einziges Wort der Beschwerde – dem Fahrer beim Bespannen des aufgesteckten Gestells halfen. Neben den Kindern waren die beiden Wagenlenker die einzigen männlichen Mitreisenden, doch vermutlich waren sie schon beide zu alt, um noch groß irgendjemanden daheim bei einem Aufstand beschützen zu können.

Was Sophie jedoch viel mehr erstaunte, war diese Stille. Niemand verlor auch nur ein Wort, nicht einmal wegen des Regens. Gesprochen wurde generell nur das Nötigste, selbst die Kinder waren still und in sich gekehrt.

Da sie sowieso schon hielten, entschied man sich an Ort und Stelle für die Nacht zu rasten. Die Wagen wurden nah aneinander gestellt, damit man aus den Planen ein Dach gegen den Regen bauen konnte. Aus dem zweiten Wagen holten sie anschließend einige Laib Brot und ein Fass Trinkwasser.

Man könne nicht alles nehmen, erklärte der Fahrer des Versorgungswagens. Sein Name war Emilio, und von ihm erfuhr Sophie auch, dass nicht nur eins, sondern mehrere Dörfer angefahren wurden. Schon am nächsten Tag sollten sie daher auf weitere Wagen aus anderen Städten treffen. Man fuhr eine Weile die gleiche Strecke im Konvoi, da man so vor Überfällen besser geschützt war. Am dritten Folgetag teilte man sich dann wieder auf und fuhr in die jeweiligen Dörfer – erst jetzt wurde Sophie klar, wie lange sie unterwegs sein sollten. Ihre letzte richtige Mahlzeit schien Ewigkeiten her, und auch an das Gefühl von warmen, gut duftendem Wasser an ihrer Haut konnte sie sich kaum noch erinnern. Sie fröstelte, war hungrig, und der Muff all dieser ungewaschenen Menschen löste eine gewisse Übelkeit in ihr aus. Als sie einen kleinen Jungen dabei erwischte, wie er seinen Rotz mit der Zunge aus dem Gesicht leckte, würgte ihr leerer Bauch Magensäure hoch.

Als es irgendjemand schaffte, noch einigermaßen trockenes Holz aufzutreiben, entzündeten sie ein kleines Feuer und versammelten sich darum im Kreis, um mit dem Brot und Wasser die hungrigen Mäuler zu stopfen. Aus ihrem Elternhaus war Sophie schon allein des Anstandes wegen kleine Portionen gewöhnt, doch der Blick auf ihre Ration Brot konnte ihre Laune keineswegs besänftigen. Es passte nicht einmal in ihre

volle Hand, doch da sie so viele waren, gab es nicht mehr – manch einer gab den Kindern sogar noch etwas von seiner mickrigen Portion ab.

Während sie alle aßen, erzählte Emilio ein wenig von seinem früheren Leben: einst war der Bauer, könne die Arbeit aber wegen der Unruhen in seiner Region nicht mehr verrichten. Da er langsam dafür sowieso zu alt war, übernahm er ohne allzu großen Kummer die Versorgung der abgelegeneren und von Aufständen gezeichneten Dörfern mit Lebensmitteln aus der Stadt. Dorthin sollte es für ihn diesmal auch wieder gehen, bloß dass er diesmal auch ein paar der Frauen und Kinder mitnahm. Wie Sophie aus den Erzählungen vernehmen konnte, war es jedoch nicht sein erster Flüchtlingstransport; daher nahm sie an, dass die Aufstände schon viel länger dauerten, als sie überhaupt mitbekommen hatte. Bisher hatte sie nie über das Leben außerhalb Marecielos nachgedacht – kriegsähnliche Zustände in anderen Regionen des Landes waren ihr also neu.

„Meine Liebe, darf ich Platz nehmen?“ Sophie blickte in das Gesicht der dicklichen Frau aus dem Wagen, doch sie nickte.

„Aus welchem Viertel kommst du, mein Kind?“ Die Frau lächelte zwar freundlich, doch Sophie vermochte ihr trotzdem nicht die Wahrheit zu sagen. Wer weiß, wie sie – oder auch alle anderen – reagierte, wenn Sophie ihre Herkunft offenbarte. Keiner von ihnen dachte gut vom Adel, und auch wenn Sophie vielleicht nicht mehr dazugehörte, wollte sie jede Meinungskonfrontation doch lieber vermeiden.

Sie hatte keine Ahnung warum, doch die Frau schien durch sie hindurchschauen zu können. Ein geheimnisvolles Lächeln auf den Lippen, sagte sie mit gesenkter Stimme: „Aaah, von da also...“ Sie zwinkerte: „Ich dachte mir, dass du von den Hügeln kommst.“ 'Hügel', nahm Sophie an, war ihr Begriff für die höher gelegenen Adelsviertel. Also war sie doch aufgefliegen. „Wie-“ Doch bevor sie nachfragen konnte, unterbrach die Frau sie: „Ich mag alt sein, aber nicht blind. Ich sehe es ja schon alleine an deiner Haltung. Mal davon abgesehen, dass auch dein äußeres ein Bad vor weniger als zwei Wochen vermuten lässt.“ Sollte sie auch nur entfernt Bitterkeit bei diesen Worten spüren, wusste die Dame es gut zu verstecken. „Mein Name ist Anne.“ Sophie nickte, bevor sie ihren eigenen Namen nannte. „Was macht ein junges Ding wie du in dieser Gruppe?“ Anne senkte wieder verschwörerisch die Stimme: „Noch dazu mit einer solchen Abstammung?“ Sophie überdachte einen Moment ihre Antwort. Annes Anwesenheit war ihr nicht unangenehm, im Gegenteil: Nach der langen Fahrt war es schön, endlich wieder mit jemandem ein Wort zu wechseln. Trotzdem entschied sie sich, das Geschehene lieber für sich zu behalten: „Es wäre mir Recht, wir sprächen nicht darüber.“ Sie war erleichtert, als Anne verständnisvoll nickte. „Ich verstehe. Natürlich respektiere ich das. Vermutlich ist es ohnehin kein angenehmes Erlebnis, wenn es dich hier her verschlägt.“ Sie warf einen traurigen Blick in die Runde. „Wisst Ihr, wohin der Wagen fährt?“ „Ich kann nur vermuten. Marecielo war ja selbst etwas abgelegener, da hat man nicht viel von außerhalb erfahren. Ausgenommen natürlich, man hat die richtigen Quellen.“ Etwas in ihrer Stimme verriet Sophie, dass allerdings genau das womöglich auf Anne zutreffen könnte. „Ich hörte, die Aufstände haben sich bis an die Küsten vorgearbeitet. Allein in den abgelegeneren Bergen scheint bisher noch einigermaßen Ruhe zu herrschen. Wir sind natürlich nicht die Ersten, die evakuiert werden, aber bisher ist noch keiner von den Flüchtlingen zurück gekommen. Also gibt es auch keine Quellen, die irgendetwas sagen könnten... Und die Fahrer wissen meist selbst erst kurz vor Schluss, wohin es geht.“ „Aber woher wissen sie dann, wohin sie fahren müssen?“ „Pablo erzählte, sie erhalten immer nur ein erstes Ziel. Ein Knotenpunkt sozusagen. Erst da erfahren sie, wohin genau es geht.“ Pablo

war der Fahrer ihres Wagens. Sophie sah kurz zu ihm hinüber – er saß in der Nähe des Versorgungswagens und unterhielt sich angeregt mit Emilio.

„Hast du Angst?“ Sophies besorgter Blick hatte sie verraten. „Ich verstehe immer noch nicht, was hier passiert. Vom einen auf den anderen Moment wurde ich aus meinem Leben gerissen und in etwas gestoßen, von dessen Existenz ich vorher nicht einmal wusste. Wie soll sich mir also sorglos die Zukunft erschließen, wenn ich nicht einmal die Vergangenheit verstehe?“ Sophie versuchte sich zu erklären, doch ihre Stimme stockte. „Ich wollte... nichts von dem hier. Ich will heim. Ich wurde fort geschickt, einfach so, weil andere für mich entschieden. Andere taten, was sie wollten, aber niemand hörte mich an. Hörte, was ICH wollte.“ Zorn kochte wieder in ihr hoch – Wut über den hohen Rat, auf Clive, gar auf ihre Eltern. Doch es war nicht nur Wut – sie war auch furchtbar enttäuscht. Sophie fühlte sich so verlassen; eine Fremde in einem schwarzen Meer, und kein Ausweg weit und breit in Sicht. Sie fühlte sich dermaßen im Stich gelassen, dass ihr die Tränen in die Augen kamen.

„Ach, Kindchen.“ Anne tätschelte ihre Hand. „Das Leben kann grausam sein, ja. Manchmal zerreißt es dich innerlich, betäubt dich, macht dich bewegungsunfähig. Doch genau so schenkt es dir auch die schönen Momente, es kann dich wach küssen. Es ist ein Abenteuer, verstehst du? Und jeder Mensch ist fähig, seinen eigenen Weg zu gehen. All diese Menschen haben den ihren gewählt. Genau so wie du und ich.“ „Aber das hier war nicht meine Entscheidung!“ widersprach Sophie. Wieso hatte Clive eigentlich so leicht für sie entscheiden können? „So? Und doch bist du hier, oder nicht?“ Anne lächelte nachsichtig, doch als Sophie sie bloß verständnislos ansah, fügte sie hinzu: „Wenn es dir nicht gefällt, hier zu sein, wieso sitzt du dann noch immer neben mir? Zu jedem Zeitpunkt hättest du gehen können, niemand hätte dich aufgehalten. Und doch bist du immer noch hier. Ist nicht gerade das der Beweis, dass auch du deinen Pfad auf dem Weg des Lebens gewählt hast?“ „Wie könnt Ihr Euch da so sicher sein?“ Sophie wandte ihr Gesicht dem Feuer zu. Die Wärme stieg ihr bis zur Stirn, konnte ihr jedoch kein Gefühl der Geborgenheit geben. Im flackernden Licht der Flammen durchlebte sie noch einmal die Ereignisse in der Villa. Das Feuer, das zerstörte Mobiliar. Raphael, der wegen ihr hatte sterben müssen. „Ich weiß nicht einmal, wohin dieser Wagen mich bringt.“ Doch Anne schnalzte nur missbilligend mit der Zunge, bevor sie erklärte: „Der Weg des Lebens besitzt mehr als nur einen Pfad, Liebes. Du wirst noch auf viele Abzweigungen treffen, noch öfter entscheiden müssen, wo du lang gehst. Und doch ist es immer deine eigene Entscheidung. Du selbst wählst den Weg.“ Sie legte ihre Hand auf Sophies Haar – eine Geste, die Sophie zuletzt in den Kinderschuhen erlebt hatte; es hatte etwas tröstendes an sich.

Doch als könne Anne Gedanken lesen, flüsterte sie: „Blick nicht zurück, Sophie. Was dir auch geschehen sein mag, lass es Vergangenheit sein. Du bist jung und hast noch einen langen Weg vor dir. Doch wer in der Vergangenheit lebt, kann die Zukunft nicht sehen. Und noch weniger die Gegenwart.“

Anne legte einen Arm um Sophie und drückte sie an sich. In diesem Moment konnte das Mädchen einen Moment die Augen schließen und vergessen. Vergessen, was passiert war – verdrängen, was noch passieren könnte. Sophie spürte bloß die Wärme des Feuers auf ihrem Gesicht und hatte für einen Moment wieder die Hoffnung, dass Anne Recht hatte – und doch noch alles gut werden würde.